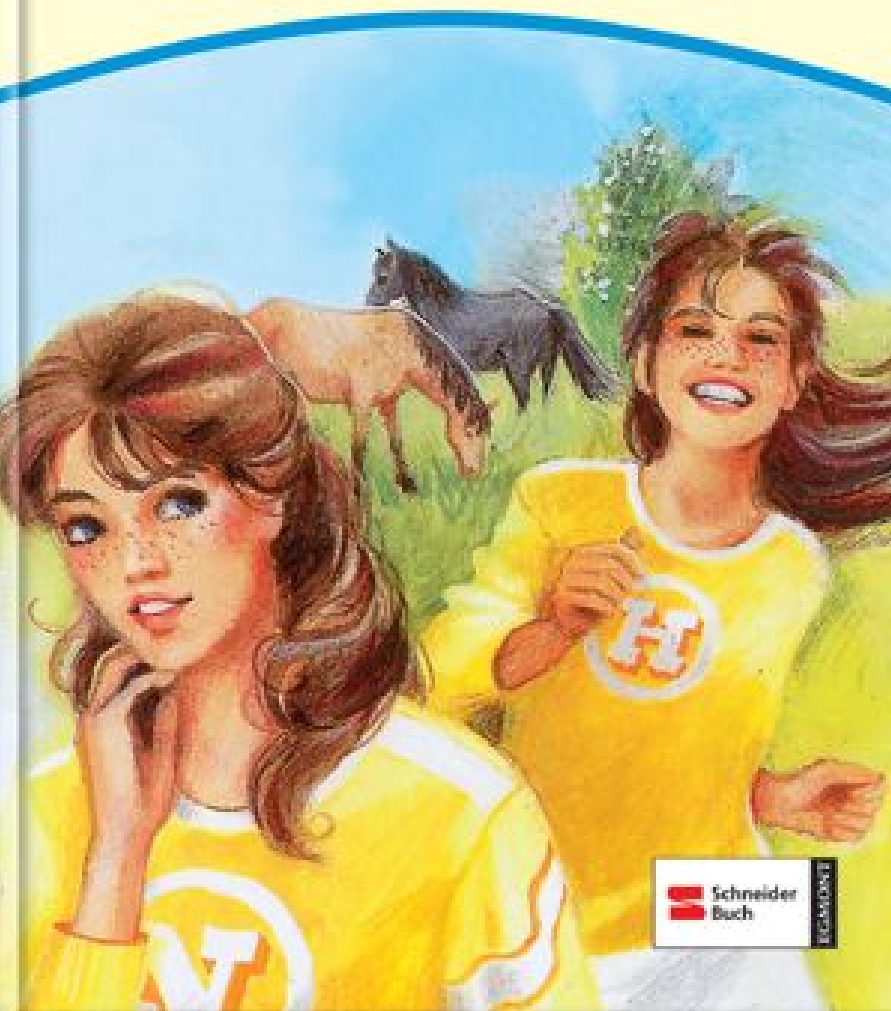


Enid Blyton

Hanni und Nanni

retten die Pferde



Schneider
Buch

EGMONT



HANNI UND NANNI

retten die Pferde

Illustriert von Nikolaus Moras



SCHNEIDER
BUCH

Gnid Blyton™

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Blyton, Enid:

Hanni und Nanni / Enid Blyton. – [Ausg. in Einzelbd.] München: F. Schneider.
[Ausg. in Einzelbd.]

Bd. 19. Hanni und Nanni retten die Pferde. – 1997 ISBN 3-505-10668-2



Dieses Buch wurde auf chlorfreies, umweltfreundlich hergestelltes Papier gedruckt.
Es entspricht den neuen Rechtschreibregeln.

© 1997 (1988) by Egmont Franz Schneider Verlag GmbH

Schleißheimer Straße 267, 80809 München

Alle Rechte vorbehalten

© Enid Blyton Ltd.

ENID BLYTON ist ein eingetragenes Warenzeichen
der ENID BLYTON LTD.

Titelbild und Illustrationen: Nikolaus Moras

Umschlaggestaltung: ART-DESIGN Wolfrath, München

Herstellung/Satz: FIBO Lichtsatz GmbH, München, 13“ Garamond

Druck: Presse-Druck Augsburg

Bindung: Conzella Urban Meister, München-Dornach

ISBN 3-505-10668-2

Liebe Hanni-und-Nanni-Fans!

Die Bücher von Enid Blyton über Hanni und Nanni, die lustigen Zwillinge, gibt es seit vielen Jahren. Millionen begeisterte Leserinnen haben sie verschlungen, und wir haben zahlreiche Leserbriefe zu dieser Serie bekommen. Viele Mädchen haben uns gebeten, es solle weitergehen mit Hanni und Nanni.

Da wir noch einige unveröffentlichte Manuskripte von Enid Blyton haben, entschlossen wir uns weiterzumachen. Die neuen Geschichten knüpfen aber nicht an den Abschied vom Internat Lindenhof an, sondern an die lustigsten und aufregendsten Erlebnisse der Zwillinge im Alter von dreizehn, vierzehn Jahren. Ab Band 16 geht es also mit diesen neuen Abenteuern weiter.



Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!
Euer Franz Schneider Verlag

Inhalt

Einzug in Lindenhof
Die Neue
Pluspunkte für Marion
Max und Sternchen
Beratung in der Dämmerstunde
Hanni hat eine tolle Idee
Eine Pleite kommt selten allein
Ein Plan wird ausgeheckt
Aktion „Max und Sternchen“ in vollem Gange
Kriegsrat in der Turnhalle
Wahlvorbereitungen
Eine gestresste Vierte
Achtung, die Frösche kommen!
Der Frosch zeigt die Zähne
Das Wahlergebnis
Ein Verbündeter mehr
Das entscheidende Gespräch
Die Mädchen packen zu
Die Party
Ein unvergesslicher Abend



Einzug in Lindenhof

„Es ist doch jedes Mal derselbe Wirbel, wenn wir nach den Ferien nach Lindenhof zurückkommen“, sagte Hanni und strahlte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Sie hatte gerade das frische Laken über ihr Bett gespannt. Jetzt ließ sie sich rücklings darauf fallen und strampelte mit den Beinen in der Luft. Aus lauter Freude darüber, wieder im Internat Lindenhof zu sein, das genauso ihr Zuhause war wie das richtige Zuhause bei den Eltern. Nanni und Anja, die Zimmergenossin der Zwillinge, lachten. Anja lachte laut heraus, Nanni kicherte mit geschlossenem Mund. Anja hatte Karamellbonbons spendiert, selbst gemachte, aus den Ferien bei Bobby und ihren Eltern. Leider haben selbst gekochte Karamellbonbons meistens eine unangenehme Eigenschaft: Sie sind zäh und kleben an den Zähnen. Nanni hatte sich gleich zwei auf einmal genommen. Nun musste sie für ihre Gier büßen. Sie brachte die Zähne nicht mehr auseinander. Sie hätte Anja gerne gefragt, ob sie ein bisschen Uhu in die

Karamellmasse getan hatte, aber nicht einmal das ging. Also leckte sie stumm Karamell von den Zähnen, versuchte Karamell zu kauen und zu schlucken und dazwischen kicherte sie über ihre Schwester, über die Bonbons und über sich selber.

Im Zimmer der drei Mädchen sah es aus wie nach einem Einbruch. Vor einer Stunde hatten Hanni und Nanni begonnen auszupacken. Anja war schon am Vortag eingetroffen, ihre Sachen hatte sie, ordentlich wie immer, in den Schrank geräumt. Die Koffer der Zwillinge lagen geöffnet am Boden. Daneben alles, was zu zwei Internatsmädchen so gehört: Badezeug, Tennisschläger, Turnschuhe, Bücher, Zeichenblöcke und Malkästen, zwei Gläser mit eingemachten Brombeeren aus dem Garten, ein Gugelhupf von Tante Mia, Ferienfotos und und und ... Über der Lampe hing Nannis Regenmantel, auf dem Schreibtisch türmten sich Socken und rosaweiß gestreifte Höschen. Die hatte es im Sommerschlussverkauf billig gegeben.

Hannis Begeisterungszuckungen verebbten langsam. Sie richtete sich auf, schüttelte die Haare aus dem Gesicht und meinte: „Also, ist es nicht mal wieder prima, hier zu sein?“

Die beiden anderen nickten. Dann schaffte es Nanni endlich, die Karamellsperre ihrer Zähne zu durchbrechen, und sagte, wenn auch noch etwas undeutlich: „Natürlich ist es super. Wie immer. Gott sei Dank! Es soll ja auch Leute geben, die heulen, wenn die Ferien um sind und sie wieder zurück ins Internat müssen!“

Susanne, Nachbarstochter und Kinderfreundin der Zwillinge, hatte am letzten Nachmittag den Birnenkuchen mit ihren Tränen beinahe versalzen.

„Aber mal was anderes ...“, fuhr Nanni fort. Ihr Blick irr-

te über das Chaos, das sie angerichtet hatten. „Weiß eine von euch, wie wir diesen Saustall in Ordnung bringen sollen, ehe es zum Abendessen gongt?“

„Ich nicht“, sagte Hanni achselzuckend.

„Ich schon“, rief Anja. „Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es gerade noch. Los, auf die Plätze! Hanni, geh an deinen Schrank, Nanni geht an ihren. Ich packe aus und werfe euch alles zu, ihr räumt ein. Zum Ersten: fünf Paar Socken für Hanni. Fang!“

Hanni fing sie und stopfte sie in ein Fach.

„Nicht stopfen, einräumen“, rügte Anja sie und grinste.

„Hinten stopfe ich immer“, erklärte Hanni. „Da sieht’s keiner.“

„Zum Zweiten: Turnschuhe für Nanni. Zwei Schlafanzüge, auch für Nanni. Noch mal fünf Paar Socken für Hanni ...“

Anja zielte nicht gut genug und eine Socke flog durchs Fenster.

„Hol ich morgen“, meinte Hanni ungerührt, „den klaut keiner. Weiter, Anja, du machst das prima.“

„Faltenrock für Nanni, Jeans für Hanni, Heizkissen ... für wen? Und warum?“

Nanni lachte.

„Hat Paps uns mitgegeben, nachdem wir ihm von den Mitternachtsfesten und ihren Folgen erzählt hatten. Er hat sich halb totgelacht. Und meinte dann, ein Heizkissen auf dem Bauch wäre vielleicht gut am Tag danach.“

Als die Hausmutter ihre Runde machte, war sie sprachlos. Schließlich kannte sie ihre Mädchen. Das Zimmer war tadellos aufgeräumt, die Betten waren gemacht, nur ein vergessener rosaweiß gestreifter Slip baumelte am Fenstergriff.

„Dass du ordentlich bist, Anja, weiß ich“, sagte sie. „Aber Hanni und Nanni, was ist los mit euch, seid ihr krank?“

Sie lachte und die Mädchen lachten mit.

„Uns geht’s gut“, erklärte Nanni. „Kein Fieber oder so was. Nicht mal ein richtiges Delirium. Aber Anja hat Katastrophenplan eins zur Anwendung gebracht. Wie Sie sehen ... es funktioniert.“

Die Hausmutter nickte zufrieden und nahm den Karamellbonbon, den Nanni ihr angeboten hatte.

„Sehr gut, Anja. Lass dir deine Methode patentieren.“ Sie ging und Nanni fragte sich, ob der Karamellbonbon an den hausmütterlichen Zähnen genauso kleben würde wie an den ihren. Zumindest tat er es nicht sofort. Denn sie hörten die Hausmutter im Nebenzimmer schimpfen: „Was denkt ihr euch eigentlich? Das sieht ja aus wie ... wie ...“ Sie fand kein passendes Wort.

Carlotta half ihr bereitwillig aus: „Wie ein Saustall zwei Minuten vor Mitternacht.“

Die Hausmutter zögerte, leicht verwirrt.

„Saustall, ja, das wollte ich auch gerade sagen ... nur, warum zwei Minuten vor Mitternacht?“

Carlotta blinzelte sie vergnügt an. „Das weiß ich selbst nicht. Aber bis morgen früh fällt es mir ein. Dann erzähle ich es Ihnen.“

Die Hausmutter lachte. „Na schön. Aber vorerst strengt euch mal an. Ich komme nach dem Abendessen wieder.“

„Jawohl, Hausmütterchen“, sagte Carlotta, die wie meistens das große Wort führte, während ihre Freundinnen in sich hineinlachten. „Wir geben uns jetzt einen höchsteigenen Tritt in den Hintern, und dann ...“

Die Hausmutter war gegangen. Nanni hatte das Gespräch

mitgehört und mit heimlichem Vergnügen wahrgenommen,
dass die Stimme der Hausmutter mit jedem Satz klebriger
klang ...

Die Neue

Das Essen in Lindenhof war fast immer gut. Nur selten gab es das, was die Mädchen als „Mampf“ bezeichneten. Am ersten Tag nach den Ferien war es traditionsgemäß besonders gut. Heute gab es zum Nachtsch Kuchen mit Schlagsahne. Und so viel davon, wie man wollte. Hanni wollte gleich drei Stück.

„Haben deine Eltern dich in den Ferien hungern lassen?“, fragte Elli.

Sie hatte ihr einziges Stück nicht mal aufgegessen, weil sie auf ihre Linie achten musste. Sie war hübsch und eitel und neigte zur Rundlichkeit.

Hanni antwortete ernsthaft und mit vollem Mund: „Genau das, Ellimaus. Das heißt, gehungert haben wir nicht gerade, aber Paps hat im Großhandel hundert Dosen Hundefutter eingekauft. Die sollten Nanni und ich aufessen. Es schmeckte nicht besonders, nicht einmal mit Ketschup. Deshalb Hausmutter, ach bitte, kann ich noch ein Stück Kuchen haben?“

Wie immer nach den Ferien unterhielten sich alle an diesem Abend während des Essens lautstark über tausenderlei Dinge. Nachdem die spannendsten Erlebnisse ausgetauscht waren und der Geräuschpegel sich wieder normalisierte, klopfte Frau Theobald an ihr Glas. Sie hielt eine kleine Begrüßungsrede. Auch das gehörte zur Tradition. Zum Schluss stellte sie zwei neue Schülerinnen vor. Eine Erstklässlerin, die tatsächlich rote Ohren bekam, als sie aufstehen und ihren Namen nennen sollte.

Hanni und Nanni und ihre Freundinnen interessierten

sich nicht für die kleine Rotohrige. Das war ein „Baby“. Sie hatten vergessen, dass sie vor nicht allzu langer Zeit auch als solche „Babys“ in Lindenhof angefangen hatten.

Die zweite Neue war weitaus interessanter, denn sie kam wahrscheinlich in ihre Klasse. Es war eine große, schlaksige; sie war nicht direkt hübsch, aber sie hatte ein klares, sympathisches Gesicht, helle graue Augen und kurzes, glattes blondes Haar. Sie wurde nicht rot, als sie ihren Namen nennen musste. Sie hieß Marion Henders und kam aus Norddeutschland.

„Ich möchte ein paar Worte über Marion sagen“, erklärte Frau Theobald. „Damit ihr wisst, warum sie zu uns kommt. Und auch, um etwaigen neugierigen Fragen vorzubeugen, wenn ...“

Marion hob die Hand.

„Ja?“

„Bitte, Frau Direktor, darf ich selbst ...“

Frau Theobald schaute sie irritiert an. Es kam selten vor, das heißt, es war, soweit sie sich erinnerte, überhaupt noch nie vorgekommen, dass sich eine neue Schülerin selbst vorstellen wollte. Eine winzige Falte erschien auf ihrer Stirn und glättete sich dann wieder.

„Natürlich darfst du selbst zu deinen neuen Mitschülerinnen sprechen“, sagte sie freundlich. „Übrigens, Marion, ich möchte hier in Lindenhof nicht Frau Direktor genannt werden. Sag Frau Theobald zu mir, wie alle anderen.“

„Danke, Frau Di Frau Theobald.“ Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht, nun doch etwas nervös. „Also ...“, fing sie an, „also ... Ich will euch erzählen, warum ich nach Lindenhof gekommen bin, obwohl ich nie im Traum daran gedacht hätte, in ein Internat zu gehen, und meine Eltern

auch nicht. Vielleicht meint ihr, ich spinne, weil ich mich hier hinstelle und über mich reden möchte. Kann sein, es interessiert euch überhaupt nicht. Oder eben doch. In jeder Schule wird eine Neue so nach und nach ein bisschen ausgefragt.

Das ist normal. Ich möchte das, was zu Hause passiert ist, vergessen. Deshalb erzähle ich es euch gleich heute. Und dann, bitte, sprechen wir nie wieder davon.“ Sie machte eine Pause.

Niemand unterbrach die Stille. Die Mädchen schauten sich an, sie waren neugierig und gleichzeitig verwirrt. Was wollte Marion ihnen sagen? War es eine Art Beichte?

„Sie hat sicher was Schlimmes ausgefressen“, flüsterte Marianne. „Vielleicht geklaut.“

„Oder einen Unfall verursacht“, spann Carlotta mit ihrer lebhaften Fantasie das Thema weiter. „So etwas gibt es doch. Irgendein Leichtsinn im Verkehr, mit dem Rad zum Beispiel, ein Autofahrer muss ausweichen und überfährt ein Kind. Dann war Marion an seinem Tod schuld. Furchtbar ...“

„Quatsch mit Soße“, murmelte Nanni. „Hör lieber zu!“

„Also ...“, fing Marion wieder an. „Meine Eltern, meine Brüder und ich, wir wohnen in einem kleinen Ort bei Hannover. Unser Nachbar hat ein Gestüt mit Reitstall. Ich habe reiten gelernt, als ich sieben war. Seitdem waren Reiten und Pferde das Schönste und Wichtigste für mich. Als ich älter war, habe ich im Stall geholfen und durfte dafür jeden Tag umsonst reiten. Dann habe ich mit Turnieren angefangen. Bitte haltet mich nicht für eingebildet, aber ich muss das jetzt sagen, es gehört nämlich zu meiner Geschichte – ich war ziemlich gut. Ich habe ein paar Jugendpokale gewon-

nen. Wilko, der Chef des Reitstalles, meinte, ich hätte eine Karriere als Springreiterin vor mir, wenn ich weiter so fleißig trainieren würde.“ Marion schluckte. „Ich habe trainiert. Und beim Training ist es schließlich passiert. Der Chef hatte mir Catalina gegeben, sein schönstes Pferd. Natürlich nicht geschenkt. Aber sie gehörte trotzdem irgendwie mir. Ich habe sie so sehr geliebt. Ja, und dann blieb Catalina an der Planke hängen, dabei war das Hindernis gar nicht besonders hoch. Wir stürzten ...“ Marion schluckte wieder. Ihre Augen waren groß und fast durchsichtig.

„Sie weint“, flüsterte Nanni.

„Nein“, meinte Marianne, „sie weint nicht. Aber beinahe. Sie beherrscht sich. Sie imponiert mir. Anscheinend eine Supersportlerin.“

Sport war für Marianne ungeheuer wichtig. Eine Neue, deren Fähigkeiten als Sportlerin sie anerkannte, konnte sich ihrer Freundschaft sicher sein.

„Ich war bewusstlos“, fuhr Marion fort.

„Ich bin erst im Krankenhaus aufgewacht. Ich hatte eine Rückgratverletzung. Wilko erzählte mir, dass er Catalina erschießen musste. Es hat lange gedauert, bis ich wieder gehen konnte. Jetzt bin ich gesund. Der Arzt sagte mir, ich hätte nicht einen, sondern mindestens drei Schutzengel gehabt. Ich kann heute bei leichtem Sport mitmachen, Schwimmen und Gymnastik sind sogar gut für mich. Aber ich darf keinen Leistungssport betreiben. Das wäre mir egal. Bloß: Ich darf nie wieder reiten.“

Im Speisesaal von Lindenhof hätte man die berühmte Stecknadel fallen hören. Es gab keine Stecknadel. Dafür musste Petra niesen. Die anderen Mädchen warfen ihr strafende Blicke zu. Sie genierte sich furchtbar und nieste noch

einmal.

„Ich bin dankbar, dass ich kein Krüppel geblieben bin“, sagte Marion. „Aber es war so schwer für mich, als ich wieder zu Hause war. Von meinem Fenster aus sehe ich die Reitbahn und die Pferde, ich höre die Kommandos und das Wiehern der Pferde. Einige Pferde erkenne ich sogar an ihrem Wiehern. Meine Brüder sind zehn und zwölf. Sie reiten alle. Ich habe sie dazu angeregt. Ich konnte das alles nicht mehr aushalten. Deshalb habe ich meine Eltern gebeten mich in ein Internat zu schicken. Meine Tante war als junges Mädchen mal ein Jahr lang in Lindenhof. Sie sagte, hier gäbe es keine Pferde. Deshalb bin ich hergekommen. Danke, dass ihr mir zugehört habt.“ Sie setzte sich und trank ihren kalten Tee. Nicht, weil er ihr schmeckte, sondern weil sie den Blicken ausweichen wollte, die auf sie gerichtet waren. Sie war froh, dass sie es hinter sich gebracht hatte. Sie hatte ihren ganzen Mut zusammennehmen müssen um vor all den fremden Mädchen und den Lehrerinnen über ihr Problem zu sprechen. Jetzt war es vorbei und man würde sie hoffentlich in Ruhe lassen. Natürlich wurde nun an allen Tischen durcheinander geredet.

Frau Theobald unterbrach das Stimmengewirr nur kurz um zu sagen, sie hoffe, dass die „alten“ Lindenhoferinnen Marion helfen würden sich einzuleben. „Und“, sagte sie dann noch, direkt an Marion gewandt, „dir wünsche ich, dass du dich hier wohl fühlst und Freundschaften schließt, die es dir leichter machen mit deinem Kummer fertig zu werden.“



Marion bekam einen Stuhl am Tisch der vierten Klasse. Zuerst verlief die Unterhaltung etwas schleppend, denn niemand wagte es, Marion eine Frage zu stellen. Auch nicht über ihre frühere Schule, ihre Freundinnen, ihre sonstigen Hobbys. Schließlich war es Marion, die fragte. Als Neue im Internat möchte man tausend Dinge wissen. Dann erschien die Hausmutter mit einem Packen Bettwäsche und Handtüchern.

„Du bist erst kurz vor dem Essen angekommen und hast einen anstrengenden Abend hinter dir“, sagte sie herzlich. Sie hatte von der Küchentür aus alles mit angehört. „Ich helfe dir dein Bett zu machen. Auspacken kannst du morgen.“

Bobby und Carlotta, die mit Marion das Zimmer teilten, sprangen auf.

„Wir kommen mit“, sagte Carlotta. „Wenn wir alle zusammenhelfen, ist Marions Zeug in zehn Minuten aufgeräumt. Dann kann sie morgen in Ruhe den ersten Lindenhofener Tag genießen.“ Sie grinste. „Aber das Bett machen Sie

trotzdem, Hausmütterchen. So schön wie Sie kann das keine von uns.“

„Natürlich“, lachte die Hausmutter. „Mein Angebot gilt.“

Am Tisch der Vierten wurde jetzt nur über die Neue gesprochen. Die Meinungen flogen über den Tisch wie Tischtennisbälle.

Marianne sagte: „Toll, dass sie schon Turniere gewonnen hat. Sie ist sicher eine prima Sportlerin. Das heißt, sie war es. Schade, dass sie von der Verletzung her was zurückbehalten hat. Sonst wäre sie bestimmt auch eine gute Handball- oder Tennisspielerin.“

Carlotta meinte: „Ich verstehe sie so gut, die Arme! Wenn ich an mein Pferd denke, damals beim Zirkus. Mein Gott, mir kommt es vor, als wäre es eine Ewigkeit her ...“

„Also, nett ist sie schon, glaube ich“, meinte Elli. „Aber nicht besonders hübsch. Sie sollte sich wenigstens die Haare eindrehen. Locken würden ihr viel besser stehen.“

„Sie tut mir Leid“, sagte Hanni. „Sie braucht Freunde.“

„Mir tut sie auch Leid. Uns allen“, seufzte Nanni. „Klar, dass es sie nervt, jeden Tag von ihrem Fenster aus den anderen zuzusehen, die das tun, was sie nicht mehr tun kann. Aber diesen Pferdekompex wird sie im Laufe der Zeit bestimmt ablegen.“

Anja sagte nichts. Sie dachte: Ich verstehe ihren Kummer. Nur, ich selbst wäre so glücklich, wenn ich wenigstens normal gehen könnte ...

Pluspunkte für Marion

Eine Neue im Internat, das ist immer eine heikle Sache. Man verbringt ja nicht nur die Unterrichtsstunden miteinander, sondern das ganze Leben, Tag und Nacht. Die Mädchen der Vierten waren mit Marion als Zuwachs zufrieden. Sie war ruhig und kameradschaftlich und ließ sich nach der Rede am ersten Abend von ihrem Kummer nichts mehr anmerken. Manchmal konnte sie richtig witzig sein. Die Lehrerinnen mochten sie ebenfalls.

Sie war eine gute Schülerin, aber nicht so gut, dass es die anderen Mädchen gestört hätte. Außerdem war sie hilfsbereit. Wenn jemand von ihr abschreiben wollte, machte sie keine Zicken. Nachdem Marion etwa zwei Wochen in Lindenhof war, ging es Jenny an den Kragen. Bei einer Klassenarbeit in Französisch ähnelte ihr Text verflüxt dem von Marion.

„Jenny“, schimpfte Mamsell, „du hast abgeschrieben.“

„Ja“, gab Jenny zu. Erstens, weil es keinen Sinn hätte es abzustreiten, und zweitens, weil sie zwar abschrieb, wenn sich ihr die Chance bot, aber nicht log. Hatte man Pech dabei, nun ja, dann musste man die Suppe eben auslöffeln, lautete ihr Motto.

„Du wirst die Klassenarbeit morgen wiederholen“, fuhr Mamsell fort, „am Nachmittag, allein. Damit ich sehe, was du wirklich kannst. Außerdem wirst du als Strafe für deinen Betrug zehn Seiten aus unserer Klassenlektüre übersetzen.“

Jenny nickte. Sie war wütend. Warum musste Mamsell ausgerechnet heute wieder ihr Rheuma haben, dachte sie. Jeder in Lindenhof wusste, dass Mamsell gute und schlechte

Tage hatte. Die Rheuma-Tage waren die allerschlechtesten. Sie konnte reizend sein – oder reizbar wie ein alter Bär. Da die guten Tage überwogen, liebten die Mädchen sie trotz ihrer häufigen Wutausbrüche und gelegentlichen Ungerechtigkeiten. Jenny wusste, dass die Strafarbeit keine Ungerechtigkeit war, aber sie ärgerte sich trotzdem darüber.

Marion hob die Hand.

„Von dir will ich nichts hören“, fauchte Mamsell. „Du hast Jenny nicht am Abschreiben gehindert. Ihr werdet alle beide am Samstag zu Hause bleiben. Der Ausgang ist gestrichen.“

„Darf ich trotzdem noch etwas sagen?“, beharrte Marion. „Ich wollte Sie bitten, dass ich die Strafübersetzung mit Jenny teilen darf. Ich bin genauso schuld wie sie. Ich selbst habe sie abschreiben lassen. Ich habe mein Heft so hingelegt, dass sie alles lesen konnte.“

Mamsell schwieg. Die Klasse hielt den Atem an. Auf einmal lächelte Mamsell. Ihr großes, breites, pferdezähniges Lächeln. Ein vergnügtes, freundliches Lächeln.

„In Ordnung. Natürlich wird Jenny die Übersetzung ebenfalls von dir abschreiben. Bring ihr wenigstens ein bisschen was bei, Marion. Den *Subjonctif* vor allem. Ihr bringt mich noch ins Grab, weil kaum eine von euch den *Subjonctif* beherrscht. Übrigens, das Ausgehverbot für Samstag hebe ich hiermit wieder auf. Du kannst dich bei Marion dafür bedanken, Jenny.“

„Ja, Mamsell“, murmelte Jenny. Sie schämte sich. Zumindest in Mamsells Unterricht würde sie nicht mehr abzuschreiben versuchen, nahm sie sich vor.

Marion hatte durch ihre Haltung eine Menge Pluspunkte gesammelt. Nicht nur bei Mamsell und Jenny, auch bei den

anderen Mädchen. Man war ihr von Anfang an freundlich begegnet, denn alle hatten Mitleid mit ihr. Aber Mitleid genügt auf die Dauer nicht. Marion erwies sich als gute Freundin und bewies auch das, was man Zivilcourage nennt, eben Mut im Alltag.

Mit den Zwillingen verstand sie sich besonders gut.

„Das liegt daran, dass die Wellenlänge stimmt“, hatte Hanni einmal lachend gesagt.

Anja brachte Marion ganz besondere Zuneigung entgegen. In diesem Fall war es nicht die Wellenlänge. Anja, die auch vor dem Unglück eher künstlerischen als sportlichen Interessen nachgegangen war, und Marion, für die Leistungssport das Ein und Alles gewesen war, hatten wenig gemeinsame Interessen. Dafür verband sie eine echte Sympathie und das Wissen, dass sie beide mit Problemen zu kämpfen hatten, die den anderen fremd waren. Mit ihren Zimmergenossinnen vertrug sich Marion bestens. Außer Anja waren sie die Einzigen, die wussten, dass sie manchmal im Bett weinte. Am schlimmsten war es nach einem Fernsehfilm über junge Turnierreiter gewesen. Da hatte sie geheult wie der wohl bekannte Schlosshund. Die beiden Mädchen mussten ihr in die Hand versprechen „nie im Leben“ ein Wort darüber verlauten zu lassen. Sie hielten ihr Versprechen.

Max und Sternchen

Am Mittwochnachmittag gab es weder Sporttraining noch sonst ein Programm. Der Himmel war seidenblau, die Luft sanft wie Buttercreme. Der Wind war kein Wind, sondern eine angenehme leichte Brise.

Frau Martin saß auf der Terrasse und nähte Pailletten in allen Farben auf ein rosafarbenes T-Shirt. Mamsell sprühte vor guter Laune, vergaß, dass sie jemals Rheuma gehabt hatte, und erzählte einer Runde kleiner Mädchen aus der ersten Klasse haarsträubende Geschichten aus ihrer ach so harten Jugend.

Hanni und Nanni hockten auf der Brüstung und amüsierten sich.

„Wenn die Martina in dem Papageienhemd vor unserer Theobaldine erscheint, wird sie glatt gefeuert“, kicherte Nanni.

„Nein“, meinte Hanni. „Bevor die Theo sie feuern kann, bricht sie mit einem Herzanfall zusammen.“

„Nein“, warf Carlotta ein, die ebenfalls ihre Beine über das Steinmäuerchen schwang. „Bevor die Theobaldine herzinfarkt niedersinkt, ist die Martina längst aus dem rosa Fetzen rausgeplatzt. Das Ding ist doch zwei Nummern zu klein für sie. Unser Martinchen hat wieder zugelegt. Und nicht zu knapp.“ Nachdem sie sich ausgelacht hatten, schlug Nanni vor in den Wald zu gehen. Sie brauchte ein paar Pflanzen für den Botanikunterricht. Die anderen fanden, ein Waldspaziergang wäre eine gute Idee. Marion, Jenny und Carlotta schlossen sich an. Anne kam dazu und meinte, das wäre prima, sie wollte auch mitkommen, „weil man beim

Wandern abnimmt“.

„Wollen wir nicht Anja fragen, ob sie Lust hat?“, meinte Marion, und gleich darauf verschwand sie um Anja zu holen. Anne schaute auf die Uhr. „Schon halb vier. Glaubt ihr nicht, dass wir Hunger kriegen? Ich frage mal die Hausmutter ...“

Sie sauste davon, so schnell es ihre Rundungen erlaubten. Als sie zurückkam, hatte sie eine prallgefüllte Tüte im Arm.

Es wurde ein wunderschöner kleiner Ausflug. Die Mädchen schoben abwechselnd Anjas Rollstuhl. Nanni sammelte Kräuter und verstaute sie sorgsam in ihrem Beutel. Als Carlotta Himbeeren entdeckte, schüttete Nanni ihre kostbaren Kräuter aus, denn ein Behältnis für die Früchte war wichtiger. Anja, die nicht durchs Himbeerdickicht kriechen konnte, und Anne, die zu faul dazu war, hüteten auf einer Lichtung sowohl die Kräuter als auch den Proviant. Später gab es Butterkuchen mit Himbeeren. Natürlich fehlte ein Stück Kuchen, denn Anne hatte es vor Hunger nicht mehr ausgehalten. Keine wollte die mitgebrachten Äpfel essen.



„Wir könnten auf dem Heimweg beim Zierer-Bauern vorbeigehen“, schlug Hanni plötzlich vor. „Max und Sternchen und die anderen besuchen. Wir waren schon lange nicht mehr dort und sie freuen sich bestimmt über unsere Äpfel.“

Die anderen nickten.

„Wer sind Max und Sternchen?“, wollte Marion wissen. „Wenn ihr ihnen Äpfel mitbringen wollt ... sind das vielleicht Pferde?“

„Ja“, sagte Nanni. „Sehr nette Pferde übrigens. Sechs insgesamt. Max und Sternchen sind die ältesten. Sie gehören einem Bauern, ganz in der Nähe. Er gibt nebenbei Reitunterricht. Einen Sommer lang durften wir bei ihm reiten. Hanni und Carlotta und ich und ein paar aus den anderen Klassen. Leider ist der Zierer ein ziemlich ekelhafter Kerl. Seit dem Tod seiner Frau säuft er. Und wenn er betrunken ist, wird er grob.“

„Manchmal war er auch gemein, wenn er nüchtern war“, ergänzte Carlotta. „Einmal hat er eine Kleine geohrfeigt, nur weil sie sich ungeschickt anstellte. Daraufhin hat Frau Theobald die Reitstunden verboten.“

„Aber die Pferde sind so nett“, fuhr Hanni fort. „Wir besuchen sie manchmal und füttern sie mit Möhren und Äpfeln. Den alten Zierer sehen wir kaum.“

Marions Gesicht wurde hart vor Abwehr.

„Geht ohne mich“, murmelte sie. „Ihr wisst ja ... ich möchte nicht.“

„Ja“, sagte Nanni, „wir wissen es. Gut, dass du uns deine Geschichte gleich am ersten Abend erzählt hast, sonst würden wir glauben, du spinnst. Trotzdem, komm bitte mit. Du kannst nicht dein Leben lang allen Pferden aus dem Weg

gehen.“

Marion wusste, dass sie Recht hatte.

„Nein, sicher nicht mein Leben lang. Aber vorerst ...“

„Kein Aber“, mischte sich Carlotta energisch ein. „Das sind keine hochgezüchteten Superrenner wie die Pferde, die du früher geritten hast. Das sind mehr oder weniger Bauernrösser, mit denen die Anfänger lernen, wie man auf einem Gaul sitzt oder wie man runterfällt. Du gibst ihnen einen Apfel oder lässt es bleiben. Jedenfalls läufst du nicht davon. Du bist doch kein Feigling.“

Das wirkte.

„Okay“, sagte Marion und nickte ernst.

Die Koppel war beinahe leer. Nicht mehr sechs Pferde grasten hier wie früher, nur Max und Sternchen waren da. Max war ein grobknochiger, fast schwarzer Wallach, ein kräftiges altes Tier. Er hinkte auf der linken Hinterhand. Sternchen war eine zierliche, hübsche, goldbraune Stute, die ihren Namen einer sternförmigen Blesse auf der Stirn verdankte. Sie hatte keine Behinderung, aber sie war ebenfalls alt. Zu alt um Bauernarbeit zu verrichten, zu alt um geritten zu werden. Max und Sternchen waren Freunde. Seit Jahren standen sie im Stall nebeneinander. Auf der Koppel grasten sie gemeinsam. Manchmal rieben sie ihre Köpfe aneinander und schmusten.

Als die Mädchen am Zaun standen und die Pferde riefen, kamen sie sogleich um sich streicheln zu lassen und die Äpfel in Empfang zu nehmen. Sie verspeisten sie genüsslich.

Marion kraulte Sternchen hinter den Ohren und redete leise mit ihr, in dem sanften, ruhigen Ton, von dem sie wusste, dass Pferde ihn mögen.

Es war dumm von ihr gewesen, dass sie nicht gleich hatte

mitkommen wollen. Den Reitstall zu Hause konnte sie nicht ertragen, mit ihm waren so viele Erinnerungen verknüpft und zu viele zerstörte Hoffnungen. Sie würde auch bestimmt nicht so bald ein Reitturnier besuchen oder sich wieder wie neulich eines im Fernsehen anschauen. Aber diese freundlichen alten Pferde auf der Wiese, das war etwas anderes. Es tat gut wieder ein Pferd anzufassen, zu streicheln, zu riechen.

„Komisch, dass die anderen nicht da sind“, wunderte sich Jenny nach einer Weile.

„Ob der Zierer sie verkauft hat? Es wollte ja doch keiner mehr bei ihm reiten.“

„Vielleicht“, meinte Hanni. „Die beiden hat er behalten, weil sie schon so lange bei ihm auf dem Hof sind.“

„Das ist klar“, sagte Marion sachverständig. „Max und Sternchen konnte er gar nicht verkaufen. Die sind zu alt. Austragtiere.“

„Bitte, was sind Austragtiere?“, wollte Anja wissen.

„Alte Tiere, die nichts mehr leisten können. Sie sind sozusagen in Rente. Sie verbringen im Stall und auf der Weide ihren Lebensabend und bekommen das Gnadenbrot.“

Als die Mädchen gehen wollten, erschien Herr Zierer. Unrasiert wie immer, auch sonst ziemlich schlampig, das Hemd hing ihm hinten aus der Hose.

Aber er schien nüchtern zu sein und guter Laune. Er lachte die Mädchen an.

„Hallo“, rief Hanni, „wie geht’s?“

„Prima geht’s mir.“

Er kam an den Zaun, zündete sich eine Zigarette an.

„Max und Sternchen geht es auch gut“, sagte Carlotta.

„Wo sind denn die anderen? Doch nicht im Stall bei dem

schönen Wetter? Oder haben Sie sie vielleicht verkauft?“

Der Bauer nickte und lachte breit. „Genau das. An einen Reitstall in der Großstadt.“

„Ach“, meinte Hanni bedauernd, „wie schade. Dann kommen die Tiere kaum mehr auf eine Wiese, sondern müssen den ganzen Tag in der Halle im Kreis laufen. Warum haben Sie sie denn verkauft? Hier ist doch so viel Platz.“

„Natürlich ist hier viel Platz. Aber nicht mehr für Pferde. Ich habe auch das Haus und den Grund verkauft. An eine Gesellschaft. Die Burschen haben eine Menge Geld ausgespuckt. Sie wollen Ferienwohnungen bauen. Und einen Swimmingpool. Und einen Tennisplatz und was weiß ich noch alles. Eine feine Sache, nicht?“ Er grinste. „Ich hab mein Leben lang geschuftet. Jetzt brauche ich keinen Finger mehr zu rühren. Ich habe ein kleines Haus im Städtchen gekauft. Meine Schwester zieht zu mir und besorgt mir den Haushalt. Sie kocht fabelhaft, denn sie hat bisher in einem Restaurant gekocht, nicht in irgendeiner Wirtschaft, sondern in einem ganz feinen Restaurant. Alles ist schon abgemacht.“

Die Mädchen wussten nicht, was sie sagen sollten. Sie dachten voller Mitleid an die Pferde, die in Zukunft nur noch im Kreis traben sollten. Ihnen gefiel auch der Gedanke nicht, dass bald nahe bei Lindenhof eine Ferienanlage entstehen würde. Bisher hatten sie das Gefühl gehabt, als gehörten ihnen die Wiesen und der Wald fast alleine.

Anja bemühte sich um Höflichkeit. „Das ist schön für Sie, Herr Zierer. Dann nehmen Sie also nur Max und Sternchen mit und den Bello. Hoffentlich haben Sie einen großen Garten.“

„Ja“, sagte der Bauer, „den Hund nehme ich mit. Aber die

Pferde nicht. Der Garten ist klein. Gerade so, dass die Lisa Gemüse darin pflanzen kann. Leider konnte ich Max und Sternchen nicht verkaufen. Zu alt, und Max hat ja das kaputte Bein. Schade drum. Jetzt habe ich mit dem Abdecker verabredet, dass er die beiden holt, wenn ich hier ausziehe. In drei oder vier Wochen ist es so weit. Bis dahin sollen sie noch ihr Gras fressen. Was sein muss, muss sein, aber nicht eher als nötig.“

„Zum Abdecker?“

Das war Marion. Ihre Stimme klang empört.

„Was ist das eigentlich, ein Abdecker?“, fragte Hanni unsicher. „Ich meine ... ich dachte ... das kann doch nicht ...“

„Du denkst ganz richtig“, sagte Marion. „Ein Abdecker schlachtet alte Pferde und verwertet das, was man brauchen kann, das Fell, die Knochen – aus denen macht man Leim.“

Die Mädchen starrten erst Marion an, dann den Bauern, zuletzt Max und Sternchen. Die Stute hatte ihren Kopf an den Hals des Wallachs gelehnt und beide wirkten zufrieden und glücklich.

Nanni fasste sich als Erste.

„Das dürfen Sie nicht tun, Herr Zierer“, sagte sie. „Sie können Max und Sternchen nicht einfach schlachten und ... und verwerten lassen. Sie haben so lange bei Ihnen gelebt. Und sie sind schließlich nicht krank.“

Der Mann zuckte die Achseln und zündete sich eine neue Zigarette an. „Doch“, meinte er. „Ich kann die Pferde zum Abdecker geben. Mir bleibt gar nichts anderes übrig. Was soll ich mit ihnen? In meinem neuen Garten gibt es nur Gemüsebeete und ein paar Rosensträucher. Die Lisa versteht was von Rosen. Nein, nein, Kinder, das ist in Ordnung.“

Plötzlich lachte er, so sehr, dass er husten musste. „Wenn euch so viel an Max und Sternchen liegt, dann kauft sie mir doch ab. Ich gebe sie ja nicht gern dem Abdecker, ich bin schließlich kein Unmensch. Aber es wollte sie keiner haben. In Lindenhof ist eine Menge Platz. Oder die Eltern von einer von euch nehmen sie bei sich auf. Ihr habt ja lauter reiche Väter.“

Die Mädchen schwiegen. Dann fragte Hanni, der blitzartig etwas einfiel: „Was glauben Sie, was der Tierschutzverein dazu sagt, wenn Sie Ihre Pferde zum Abdecker bringen?“ Vor Aufregung stotterte sie beinahe.

Der Bauer lachte wieder. „Gar nichts. Es sind alte Tiere, zu nichts mehr nütze, keiner will sie und ich kann sie nicht mehr versorgen. Aus. Ende. Noch etwas, ihr blöden Gören? Bei euch drüben im feinen Lindenhof gibt es sicher öfter Koteletts oder einen Braten. Meint ihr, die Schweine oder die Rindviecher springen eurer Köchin freiwillig in die Pfanne? Ein Schlachthof ist auch kein Vergnügungslokal.“



Er drehte sich mürrisch um. Hanni schluckte. Sie begriff, dass an dem, was Herr Zierer gesagt hatte, etwas Wahres dran war. Ein Kotelett ... ein Schwein ... Max und Sternchen ...

Trotzdem stimmte der Vergleich nicht. Aber im Moment war keine Zeit darüber nachzudenken. Später ...

Marion zwickte sie in den Arm. „Es bringt nichts mit ihm zu streiten“, flüsterte sie.

Der Bauer stapfte zum Haus zurück.

„Aber vielleicht ...“ Sie rief ihm nach: „Herr Zierer! Wie lange bleiben Max und Sternchen hier?“

Er drehte sich um. „Hab ich euch doch gesagt. Drei bis vier Wochen.“ Er ging weiter.

„Herr Zierer?“

„Himmeldonnerwetter, könnt ihr nicht Ruhe geben! Ich habe zu tun.“

„Nur einen Augenblick. Was bezahlt der Abdecker?“

„Vierhundert Mark pro Pferd. Für achthundert kannst du beide haben. Mit Vergnügen. Aber überleg's dir nicht zu lange.“

Die Mädchen gingen bedrückt nach Hause. Nanni kaute an ihrer Unterlippe. Sie dachte über das nach, was Herr Zierer über die Koteletts und den Schlachthof gesagt hatte.

„Im Schlachthof werden die Tiere auch getötet“, sagte sie auf einmal. „Und wenn sie tot sind, dann spüren sie nichts mehr. Ob man einen Braten aus ihnen macht oder ob man sie ... sonstwie verwertet ... na ja. Trotzdem, ich finde, es gibt einen Unterschied. Einen großen sogar. Wir Menschen brauchen Fleisch. Nicht nur, weil es uns schmeckt, sondern auch, um gesund zu bleiben.“

„Meine Tante ist Vegetarierin“, erzählte Jenny. „Sie isst

nie Fleisch. Ich könnte das nicht durchhalten.“

„Ich auch nicht“, sagte Anne ernsthaft.

Alle lachten.

„Eine Freundin von unseren Eltern ist auch Vegetarierin“, meinte Hanni. „Wenn sie zu Besuch kommt, kocht sie vegetarisch für unsere Familie. Also, manches schmeckt toll. Ein paar Tage lang. Sie und Paps haben darüber diskutiert, ob es richtig ist, vegetarisch zu leben. Damals hat es mich nicht so interessiert. Jetzt fällt es mir wieder ein. Paps, er ist Arzt, wir ihr wisst, sagte, der Mensch ist kein Kaninchen und kein Pferd, sondern grundsätzlich ein ‚gemischter Fresser‘. Ein Einzelner kann schon ohne Fleisch leben, wenn er außer Gemüse auch Milch und Eier isst. Aber auf die Dauer, wenn man zum Beispiel Kinder hat, also durch die Generationen, wäre es ungesund. Und deshalb brauchten wir uns nicht zu schämen, wenn wir Fleisch und Wurst mögen.“

„Hör doch auf mit deinem Gerede über Vegetarier“, mischte sich Marion ein. „Das hat mit Max und Sternchen nichts zu tun. Die müssen nicht sterben, weil Menschen Fleisch essen wollen. Sondern nur, weil sie dem Zierer lästig sind. Dabei sind sie gesund und kräftig und könnten noch ein paar Jahre leben. Ich würde ihnen so gerne helfen!“

„Aber wie?“, fragte Anja.

„Der Zierer hat gesagt, er verkauft sie uns für achthundert Mark. Wenn wir unsere Eltern um eine Spende bitten, wenn wir mit den anderen reden, nicht nur mit denen aus unserer Klasse, sondern mit allen in Lindenhof, dann kriegen wir das Geld sicher zusammen“, schlug Carlotta vor.

„Eine Superidee“, strahlte Jenny. „Ich dachte zuerst, so viel Geld haben wir nicht, aber ...“

Marion schüttelte den Kopf.

„Quatsch. Natürlich sind achthundert Mark kein so großes Problem. Bloß, was dann? Wohin mit den Pferden? Glaubt ihr, dass sich irgendwelche Eltern bereit erklären, Max und Sternchen bei sich aufzunehmen? Wer hat Platz genug im Garten? Wer hat einen Stall für den Winter? Ein Pferd kaufen, das ist einfach. Ein Pferd halten ist schon viel schwieriger und mit einer Menge Unkosten verbunden. Denkt nur an das Futter und den Tierarzt ... Aber versuchen sollten wir es. Wenn jedes Mädchen in Lindenhof seine Eltern fragt ... könnte es klappen.“

„Am schönsten wäre es natürlich, wir dürften Max und Sternchen in Lindenhof behalten“, sagte Nanni verträumt und erntete Gelächter.

„Die Theo sagt bestimmt ja“, feixte Carlotta. „In der Garage ist so viel Platz. Max könnte seine Beine unter den Bus schieben, wenn er schlafen will. Und für Sternchens Kopf wäre die Kühlerhaube von Frau Theobalds Wagen ein prima Ruheplatz.“

Sie wussten alle, dass die Direktorin keine Tiere in Lindenhof haben wollte. Die Katze des Hausmeisters war die einzige Ausnahme und man erzählte sich, dass er ohne sie die Stellung nicht angetreten hätte.

„Lass uns nachdenken“, schlug Hanni vor. „Und mit den anderen reden. Erst mal mit unserer Klasse. Wir müssen das Problem ja nicht heute lösen. Aber wir wollen uns anstrengen. Seid ihr einverstanden?“

Sie waren es. Sie gaben sich die Hand darauf, alles zu unternehmen, um Max und Sternchen vor dem Abdecker zu retten.

Beratung in der Dämmerstunde

Die Mädchen stürzten sich voller Begeisterung in die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten. Doch es war alles nicht so einfach. Der „Club für Max und Sternchen“ trommelte zuerst einmal die vierte Klasse zusammen. Treffpunkt: die Kastanie im Park, unter deren Blätterdach schon viele heiße Diskussionen stattgefunden hatten. Sie hockten im Gras, bildeten einen Kreis. Herr Holzbauer hatte am Nachmittag das Gras gemäht. Es duftete süß und sommerlich.

Rundherum Dämmerung der sanftesten Art, blau und so weich wie Samt. Im Haus brannte schon Licht. Die Fenster wirkten wie freundlich blinzelnde Augen.

Die Zwillinge und Marion erzählten abwechselnd, was sie erlebt hatten, Carlotta und Jenny gaben ihren Kommentar dazu ab. Anja schwieg und Anne kaute – wie meistens.

„Wir brauchen Geld“, schloss Hanni ihren Vortrag. „Dann können wir die Pferde kaufen. Natürlich wissen wir noch nicht, wohin mit ihnen. Jedenfalls kann der Ziererbauer sie nicht dem Abdecker geben, wenn wir für sie bezahlt haben. Ich schlage vor, jede von uns zahlt in eine Pferdekasse das ein, was sie entbehren kann. Morgen reden wir mit den Mädchen aus den anderen Klassen. Und rufen unsere Eltern an. Vielleicht hat jemand Platz für Max und Sternchen.“

Es wurde wild durcheinander geredet. Was dabei herauskam: Ein bisschen Geld wollten alle lockermachen, so weit das Taschengeld es erlaubte. Ein paar Scheinchen würden auch die Eltern beisteuern, wenn man ihnen alles erklärte. Aber die Pferde aufnehmen? In der Vierten gab es keine

Großgrundbesitzer.

„Sammeln wir erst einmal“, schlug Jenny vor. Sie holte einen Zehnmarkschein aus ihrer Hosentasche.

„Wo tun wir das Geld hin?“, wollte Anja wissen.

„Wir brauchten ein Riesensparschwein“, meinte Bobby.

Petra lachte. „Ich habe eins geschenkt bekommen. Aber nicht hier.“

„Ist doch egal“, meinte Hanni. „Nehmen wir einfach meinen Schuh, der geht reihum. Nachher kann Petra das Geld in ihr Superschwein stopfen.“ Sie zog einen ihrer Leinenschuhe aus und warf ihn in den Kreis.

„Uiii, der stinkt ja“, quietschte Carlotta.

„Nein, der stinkt nicht. Ich habe mir zu Ostern die Füße gewaschen. Das kann ich beschwören“, sagte Hanni mit toderenster Miene.

Der stinkende oder nicht stinkende Schuh wurde akzeptiert. Jedes der Mädchen warf ein paar Mark hinein. Als Anja an der Reihe war und zehn Mark spenden wollte, legte Nanni ihr die Hand auf den Arm. „Nein, du nicht.“

„Doch“, beharrte Anja, „ich will es.“

„Unsinn. Wir bekommen alle von unseren Eltern zu Monatsanfang wieder Taschengeld. Und auch mal was extra. Du nicht.“

Anja schaute an ihr vorbei, hinaus in die dämmerblaue Weite des Parks. Dann nickte sie. „Du hast Recht, danke. Aber fünf Mark gebe ich.“

Elli kämpfte mit sich. Sie gab ihr gesamtes Taschengeld für Schönheit aus, Kosmetik, Mode und hin und wieder Friseur. Diesmal hatte sie zwanzig Mark übrig. Sollte sie oder sollte sie nicht? Die Mitschülerinnen verspotteten sie oft. Sie waren der Ansicht, in Ellis Köpfchen gäbe es außer Elli, Elli

und nochmals Elli nichts anderes. Wenn sie jetzt alle verblüffte und zwanzig Mark für die Pferde spendete, die sie eigentlich nicht interessierten?

Vielleicht würde man sie bewundern und sie mit anderen Augen betrachten? Doch im letzten Augenblick entschied sie sich für einen Zehnmarkschein. Die Hälfte genügte auch, fand sie.

Bobby stopfte fünfzig Mark in den Schuh.

„Bist du unter die Millionäre gegangen?“, erkundigte sich Hanni.

„Nö.“ Bobby lachte, dass ihre Sommersprossen sich kräuselten. „Aber ich habe von meinen Eltern Geld für eine Mitternachtsparty an meinem Geburtstag bekommen. Als ich ihnen mal von unseren früheren Feten erzählt habe, kriegte meine Mutter vor Lachen kaum mehr Luft. Gestern hat sie mir das Geld geschickt. Ich glaube, wir verzichten auf das Fest und holen es nach, wenn Max und Sternchen versorgt sind.“

Sie waren recht zufrieden mit sich, als sie sahen, wie der mit Geldscheinen gefüllte Schuh sich ausbeulte. Marianne holte sie auf den Erdboden zurück. „Kinder“, sagte sie, „ihr habt nicht alle Tassen im Schrank. Schön, wir haben Geld und bekommen von den anderen Klassen sicher noch mehr. Aber wie wollt ihr eigentlich die Pferde kaufen? Wir sind doch minderjährig. Wir können ein Kleid kaufen oder fünf Dosen Würstchen im Supermarkt. Aber keinen Kaufvertrag für zwei Pferde abschließen.“

Sie begriffen sofort, dass Marianne Recht hatte. Bei allem guten Willen, der Brocken „Max und Sternchen“ war etwas zu groß für sie. Sie schauten sich an. Ratlos. Am Abendhimmel flimmerten jetzt die ersten Sterne. Aber noch war es

warm. Und das gemähte Gras duftete immer stärker.

Hanni und Nanni machten gleichzeitig den Mund auf um etwas zu sagen. „Wir ...“

„Rede du“, meinte Hanni, „wahrscheinlich hast du denselben Gedanken wie ich.“

„Was Marianne sagt, stimmt sicher. Wir können keinen Kaufvertrag abschließen. Bloß – weiß der Zierer das? Und wenn er es weiß, kümmert es ihn? Ich glaube, dem ist alles egal, der will nur sein Geld.“ Hanni nickte bekräftigend. Genau das hatte sie auch sagen wollen.

„Aber das ist nur der Anfang. Wir müssen einen Platz für Max und Sternchen suchen. Bei unseren Eltern sieht es schlecht aus. Wir haben zu Hause auch nur einen ganz normalen Garten. Hanni und ich werden Paps fragen, ob er jemanden kennt. Was ist mit dem Reitstall, Marion, wo du früher geritten bist?“

Marion zuckte innerlich zusammen, doch sie zeigte es nicht. Nannis Überlegung war logisch. Sie würde verlangen, dass sie einen Brief schrieb oder anrief und sich erkundigte, ob es eine Möglichkeit gab die alten Pferde aufzunehmen. Es würde ihr schwer fallen. Sehr schwer. Sie wollte mit niemandem von „damals“ reden. Außerdem hatte es keinen Sinn.

„Sie haben dort viel zu wenig Platz“, sagte Marion. „Seit Jahren versucht der Wilko, der Chef, das Nachbargrundstück zu kaufen um anzubauen. Die Ställe reichen nicht aus.“

„Telefoniere trotzdem mit ihm“, bat Hanni.



Marion nickte. Max und Sternchen und die neuen Freundinnen waren wichtiger als ihre eigene Empfindlichkeit. Sie hatte nie wirkliche Freundinnen gehabt, nur Sportskameradinnen. Da spielte schnell der Ehrgeiz eine Rolle, der Konkurrenzneid.

„Schön“, meinte Bobby. „Oder eher, nicht schön. Auf jeden Fall müssen wir als erstes Theobaldine fragen. Wir wissen alle, dass sie zu neunundneunzig Prozent nein sagt, aber probieren sollten wir es. Übernehmt ihr das, ihr Zwillingmäuse?“

Das Ja kam zweistimmig und gleichzeitig. Natürlich war es nicht gerade ein Vergnügen, zur Direktorin zu gehen, deren Tierliebe sich bekanntlich in engen Grenzen hielt, und sie zu bitten, zwei Austragpferden in Lindenhof das Gnadenbrot zu geben. Andererseits wollten sie nicht gern diese Aufgabe jemand anderem überlassen. Wenn sie sich für etwas einsetzten, dann wollten sie auch vorne dran sein. Zuschauen lag ihnen nicht.

„Wir reden mit Engelszungen“, versprachen sie.

„Wie wär’s, wenn Marion mitkommt?“, schlug Anja vor.

„Sie versteht am meisten von Pferden.“

Alle fanden, das wäre eine gute Idee. Und Marion war stolz, dass man ihre Hilfe brauchte.

Hanni hat eine tolle Idee

Natürlich wurde es ein Reinform. Frau Theobald hörte den Mädchen zwar geduldig zu, als sie ihr von Max und Sternchen erzählten, deren Leben in spätestens vier Wochen vom Abdecker beendet werden sollte. Aber dann sagte sie: „Ich verstehe, dass euch die Pferde Leid tun. Ich bin auch traurig darüber, dass Herr Zierer sie auf so hässliche Weise loswerden will. Trotzdem kann ich nichts für die Tiere tun. Lindenhof ist ein Internat, kein Pferdehof. Es geht nicht um das Geld, um den Kaufpreis am allerwenigsten, auch nicht um die laufenden Kosten für die Unterbringung der Tiere. Es geht um das Prinzip. Und um die Verantwortung. Tiere bedeuten Verantwortung. Wir, eure Lehrerinnen und ich, haben schon genug Verantwortung für euch Mädchen zu tragen.“

„Wir würden uns um Max und Sternchen kümmern, das ist selbstverständlich.“

„Ich weiß“, sagte die Direktorin und lächelte. „In der ersten Zeit würdet ihr es freiwillig tun. Eines Tages wird es euch langweilig, schließlich sind Max und Sternchen keine Reitpferde. Dann müssen wir Lehrerinnen einen Stundenplan aufstellen, wer wann die Tiere füttert, trinkt, striegelt und wer den Stall ausmistet. Nein, Kinder. Es tut mir Leid. Bitte vergesst die Pferde. Konzentriert euch auf den Unterricht, auf den Sport und auf die Möglichkeiten künstlerischer Betätigung an unserer Schule.“

Sie schwieg und spielte mit ihrem Kugelschreiber. Die Mädchen wussten, dass sie entlassen waren. An der Tür rief Frau Theobald sie noch einmal zurück. „Die Hausmutter

soll euch altes Brot und Möhren und Äpfel geben. Ich denke, ihr möchtet die armen Tiere noch ein bisschen verwöhnen.“

Es fiel den dreien schwer, sich höflich für das Gespräch zu bedanken. Sie waren enttäuscht, obwohl sie eigentlich nichts anderes erwartet hatten.

Einige der Freundinnen hatten auf sie gewartet. Die Abordnung berichtete von ihrem Misserfolg.

„Was tun wir jetzt?“, fragte Jenny.

„Weitermachen“, sagte Hanni.

Und Nanni meinte nachdenklich: „Ich glaube, wir fangen jetzt erst an.“

Seit ein paar Monaten gab es in der Halle von Lindenhof ein Münztelefon. Jetzt konnten die Schülerinnen nicht nur an ihren freien Nachmittagen vom Städtchen aus zu Hause anrufen, sondern jederzeit, wenn sie Lust dazu hatten. In den nächsten Tagen war der Apparat dauernd belagert. Die erst verblüfften, dann entsetzten Eltern wurden gebeten, bedrängt, angefleht – je nach Temperament und Tierliebe ihrer Töchter –, zwei Austragpferde aufzunehmen oder jemanden ausfindig zu machen, der bereit war es zu tun. Alle Gespräche endeten mit einem entschiedenen Nein der Eltern, mit dem vagen Versprechen, „sich mal umzuhören“, und der Bereitschaft, zehn, zwanzig Mark oder auch mehr zu spenden.

Die Scheine kamen postwendend. Petras Supersparschwein – es war wirklich riesig und hatte rote Herzen auf blauem Grund – füllte sich. Die Mädchen hielten Versammlungen ab, redeten, redeten, redeten – und wussten nicht weiter. Marion hatte bei ihrem Reitstall angerufen und eine Absage erhalten. Carlotta führte ein teures Ferngespräch mit

dem Tierasyl in der Großstadt. Die freundliche Dame erklärte ihr, sie hätten hunderte von ausgesetzten Hunden und Katzen im Haus, dazu ein paar andere Kleintiere. Für Pferde könnten sie jedoch aus Platzmangel leider nichts tun.

Max und Sternchen ahnten nichts von ihrem Schicksal. Sie grasten an diesen schönen Spätsommertagen, schmusten, trabten mal ein paar fröhliche, wenn auch langsame Runden und genossen die Leckerbissen, die ihnen nun täglich geboten wurden.

„Zucker ist schlecht für Pferde“, meinte Marion einmal, als Sternchen schon das fünfte Stück zerknabbert hatte. „Aber was soll es den armen Tieren noch schaden ...“

An einem Gewitterabend saßen die Mädchen nach dem Essen im Aufenthaltsraum. Einige lasen, einige strickten, die meisten unterhielten sich und alberten miteinander. Anja versuchte Max und Sternchen aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Sie war sehr begabt, aber heute nicht mit sich zufrieden.

„Ich schaffe es nicht“, stöhnte sie, „ich krieg sie einfach nicht hin.“

Carlotta sah sich die Bilder an.

„Na ja“, lachte sie. „Mach dir nichts draus. Ist halt eine neue Rasse. Kühe mit Pferdeköpfen.“

Anja lachte mit und versuchte es noch einmal.

Die Hausmutter hatte die Türen zur Terrasse geöffnet. Das Gewitter war weitergezogen. Jetzt fiel der Regen ruhig, eine Wand aus Millionen von Wassertropfen. Plötzlich brach ein Sonnenstrahl durch die Wolkendecke. Die Regenwand sah sekundenlang aus, als wäre sie aus flüssigem Silber. Dann wurde sie wieder grau.

Die Vierte hatte den Plattenspieler für sich erobert. Es gab immer einen Kampf darum, wer bestimmen durfte, was ge-

spielt wurde, denn natürlich waren die Geschmäcker verschieden. Jenny wählte eine Platte von Roy Bernhard. Von „ihrem“ Roy Bernhard. Der bekannte Country-Sänger hatte ein Haus in der Nähe von Lindenhof gekauft und wohnte zwischen seinen Tourneen immer wieder ein paar Wochen dort. Seitdem er Anja geholfen hatte, seitdem er zusammen mit den Lindenhofer Mädchen für sie ein Konzert veranstaltet und extra für sie gesungen hatte, betrachteten sie ihn als ihren Freund. *Please release me*, sang er mit seiner samtweichen, tiefen Stimme, bei der so ziemlich jedes Herz schmolz. Und dann mit viel Schwung die *San Antonio Rose*.

„Erinnert ihr euch?“, fragte Hanni mit glänzenden Augen. „Das war unser Lied. Das haben wir mit ihm auf der Bühne gesungen.“

„Ihr?“, fragte Marion. „Ihr mit Roy Bernhard?“ Sie dachte, sie hätte sich verhört.

Sie erzählten ihr die ganze Geschichte, ausführlich und mit allen Details.

Währenddessen starrte Hanni zwei Löcher in die Regenwand vor der Terrasse. Sie überlegte, sie hatte einen Einfall. „Ich hab eine Idee“, schrie sie. „Roy Bernhard. Max und Sternchen. Das könnte passen wie ... wie Spiegelei und Schinken!“

Die anderen, außer Marion, begriffen sofort.

„Natürlich. Dass wir da nicht schon längst draufgekommen sind“, wunderte sich Carlotta. „Er hat ein Riesengrundstück. Einen Haufen Geld. Und er mag Tiere.“

„Wir fragen ihn“, entschied Nanni. „Gleich.“

„Gleich? Wir dürfen doch jetzt nicht mehr weg.“

„Ist mir Wurscht. Wir gehen gleich. Einverstanden, Hanni?“

„Dumme Frage, Mäuseschwänzchen“, grinste Hanni.
„Wir sind schon gegangen.“

„Was sollen wir sagen, wenn eine von den Lehrerinnen nach euch fragt?“, erkundigte sich Petra.

„Wir sind auf dem Klo“, grinste Hanni.

„Alle beide gleichzeitig? Du spinnst.“ Petra ärgerte sich ein bisschen, weil die Zwillinge viele Dinge so locker nahmen, sie selbst schaffte das einfach nicht.

„Dann sag eben“, schlug Nanni vor, „ich bin am Klo, und Hanni hat sich in die Stille unseres Zimmers zurückgezogen um ungestört von uns lärmendem Volk ihre Rocksäume zu nähen.“

Brüllendes Gelächter. Es war allgemein bekannt, dass die Zwillinge, Hanni noch mehr als Nanni, Handarbeiten verabscheuten und sich dabei anstellten, als hätten sie an jeder Hand fünf linke Daumen im Gipsverband. Ebenso bekannt war, dass sie heruntergerissene Rocksäume grundsätzlich mit Sicherheitsnadeln zu reparieren pflegten.

„Also dann, wir verdrücken uns“, flüsterte Hanni.

Marion hielt sie fest. „Toi, toi, toi. Lasst mich spucken.“ Sie spuckte den beiden dreimal über die linke Schulter. Nur so würde es helfen. Die rechte Schulter bringt nichts.

„Spuck nicht so laut“, meinte Anne mit einem Bonbon im Mund. „Mamsell schaut zu uns her.“

„Erstens habe ich leise gespuckt“, verteidigte sich Marion.
„Und zweitens ist Mamsell schwerhörig.“

Die Zwillinge verschwanden unauffällig.

Eine Pleite kommt selten allein

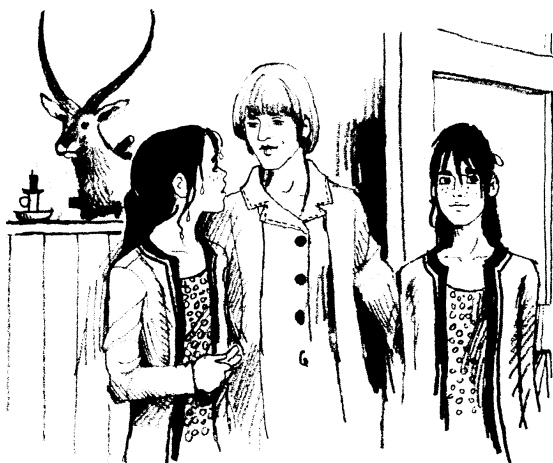
Es regnete immer noch, als Hanni und Nanni zum Schloß marschierten. Schloß hieß das alte Haus, das Roy Bernhard gekauft hatte. Die Zwillinge waren in ihren Stickjacken losgelaufen. Jetzt tropfte ihnen das Wasser aus den Haaren und aus der Wolle. Nachdem sie geklingelt hatten, erschien zuerst Pusselchen, „die goldigste Promenadenmischung zwischen Lindenhof und Amerika“, wie Nanni ihn einmal den Freundinnen beschrieben hatte. Pusselchen war hässlich wie die Nacht und ungeheuer lieb. Er begrüßte die Mädchen, sprang an ihnen hoch, schleckte ihnen vor Freude das Gesicht ab. Etwas später kam Frau Sabine, Roy Bernhards Sekretärin, Haushälterin und Mädchen für alles. Sie freute sich beinahe so sehr wie Pusselchen, schleckte aber die Zwillinge nicht ab, sondern gab ihnen nur einen Kuss. „Kommt schnell rein“, sagte sie. „Ihr seht aus wie ertrunkene Mäuse. Ich gebe euch ein Handtuch für die Haare. Dann zieht ihr was von Roy an, der hat unendlich viele Pullover.“

Nachher saßen sie, in riesige, teure Pullover gehüllt, in der Küche, tranken Kaffee und aßen Pflaumenkuchen mit Sahne. Frau Sabine erzählte von Roy Bernhards letzter Tournee durch Asien. Da hatte er sie mitgenommen. Meistens blieb sie zu Hause und hütete Pusselchen und das Schloß. Sie schwärmte von der herrlichen und anstrengenden Reise, von Pusselchens Abenteuern in exotischen Luxushotels, denn natürlich war er mit von der Partie gewesen. „Ein Supererfolg nach dem anderen“, sagte sie und strahlte sie an. „Am schönsten war es in Tokio. Zehn Zugaben. Nachher waren wir alle restlos fertig.“ Sie hätte gerne noch weitergeredet,

aber die Zwillinge wussten, dass sie nicht allzu lange bleiben durften.

„Ist Herr Bernhard zu Hause?“, unterbrachen sie die japanischen Erinnerungen.

„Roy? Nein, natürlich nicht. Der klappert gerade Südamerika ab. Drei-Monats-Tournee. Er kommt erst zurück, wenn ich hier alles erledigt habe.“



„Was müssen Sie denn erledigen?“, erkundigte sich Nanni.
„Klar haben Sie eine Menge zu tun, Pusselchen, das Haus, der Garten und die Fan-Post ...“

„Ach, ihr wisst das nicht?“

„Was?“

„Dass wir das Haus verkauft haben. Roy hat das Schloß geliebt, aber er ist so selten hier. Er hetzt von einer Tournee

zur anderen. Na ja, der Jüngste ist er nicht mehr. Und er hat Recht, wenn er sagt, er muss die Zeit nützen, jetzt, wo er so beliebt ist. Wir ziehen nach München in eine Dachterrasse-wohnung. Die kommt natürlich billiger und ist auch bequemer. Roy hat einen guten Preis für das Haus bekommen. Leider ist der neue Besitzer ein ziemlich primitiver Kerl. Ihm gehört das Schlachthaus und die Abdeckerei. Es gefällt mir gar nicht, dass gerade der in unserem Schloßl wohnen wird. Aber was soll man machen? Er war der Einzige, der so viel zahlen wollte.“

Den Mädchen blieb der Kuchen beinahe im Hals stecken. Bei dieser Neuigkeit konnte einem nur noch der Appetit vergehen. Der Abdecker würde Max und Sternchen schlachten und dann im Schloßl residieren.

Hanni schluckte mit Mühe den letzten Bissen.

„Entschuldigen Sie, Frau Sabine, wir müssen gehen. Vielen Dank für den Kuchen. Grüßen Sie bitte Herrn Bernhard von uns.“

„Eine Pleite kommt selten allein“, stöhnte Hanni auf dem Heimweg. „Die Theobaldine will keine Pferde in Lindenhof, unsere Eltern haben ebenfalls keinen Platz für sie, Roy Bernhard zieht aus, und der Abdecker zieht ein. Den brauchen wir gar nicht zu fragen.“

„Ich könnte mich in den Hintern beißen, dass mir nichts Gescheites einfällt“, murmelte Nanni. Sie war traurig und wütend zugleich.

„In Ordnung“, grinste Hanni. „Dann muss ich eben einspringen.“

„Einspringen? Wieso?“

„Du wirst doch nicht behaupten, dass du es schaffst, dich in den Po zu beißen, oder? Aber ich kann dich ...“

Jetzt musste sogar Nanni lachen.

Hanni fuhr verträumt fort: „Ich kenne nur einen einzigen Menschen, der dazu in der Lage wäre.“

„Und wer ist das?“

„Die Hausmutter. Sie hat ein Gebiss zum Rausnehmen.“

Ein Plan wird ausgeheckt

Die Tage vergingen. Das Sparschwein wurde dank der elterlichen Spenden zusehends fatter, Max und Sternchen auch. Sie wurden so verwöhnt, dass sie trockenes Brot und alte Möhren kaum mehr anschauten. Es mussten Zuckerstücke sein oder Äpfel.

Als die Mädchen wieder einmal an der Koppel standen, die beiden fütterten und streichelten, musste Hanni mal kurz abseits in die Büsche. Und wie das so ist, die Geistesblitze kommen keineswegs immer dann, wenn man sich wahnsinnig bemüht einen zu produzieren, sondern manchmal bei den unmöglichsten Gelegenheiten. In dem Moment, als sie ihre Jeans wieder zuknöpfte, kam er.

Sie ging zu den anderen zurück. Herr Zierer war aufgetaucht.

„Also“, sagte Hanni, „wir wollen die Pferde kaufen. Wir haben das Geld noch nicht ganz beisammen, aber bald.“

Der Bauer kaute an seiner Zigarette. „Mir soll's recht sein. Acht Blaue auf den Tisch des Hauses, und Max und Sternchen gehören euch.“

„Da ist noch etwas“, fuhr Hanni fort. „Würden Sie uns vorher, zum Beispiel am nächsten Samstag, die beiden für ein paar Stunden leihen?“

Die Freundinnen schauten Hanni verblüfft an. Sie begriffen nicht, was sie mit ihrer Frage bezweckte. Nicht einmal Nanni war das klar.

Herr Zierer zuckte die Achseln. „Von mir aus. Wenn ihr keinen Blödsinn anstellt. Ich will keinen Ärger.“

„Wir machen bestimmt keinen Blödsinn“, versprach Han-

ni. „Wir wollen Max und Sternchen nur ... nun ja, vorstellen.“

„Aha“, grinste der Bauer. „Habt ihr einen Millionär an der Angel, der die Gäule nimmt?“

„Vielleicht ...“

„Was hast du bloß vor?“, fielen die anderen über Hanni her, als Herr Zierer gegangen war. „Kennst du tatsächlich jemanden?“ Hanni schüttelte den Kopf. „Nein. Aber ich habe eine Idee.“

„Los, mach's nicht so spannend! Red schon!“

„Alle Leute, die wir gefragt haben, Frau Theobald, die Eltern und alle anderen, haben abgelehnt Max und Sternchen zu helfen. Es gibt natürlich noch eine Menge anderer Menschen, auch in unserer Nähe, im Städtchen zum Beispiel und drum herum in den Dörfern. Nur kennen wir sie nicht und sie wissen nichts von Max und Sternchen. Da dachte ich mir, wenn wir am Samstag mit den beiden in den Ort runter gingen und uns am Stadtplatz aufstellen würden ... Wenn Markt ist, kommen viele Bauern von auswärts ...“

Die Freundinnen schauten sie beinahe ehrfürchtig an.

„Dass uns das nicht schon längst eingefallen ist!“, meinte Carlotta.

„Wenn die Theobaldine das erfährt ...“, gab Petra zu bedenken.

„Dann geht sie jede Wand in Lindenhof hoch, die sie nur finden kann“, fuhr Jenny ungerührt fort.

„Dass wir nachher Ärger kriegen, falls die Sache rauskommt, damit müssen wir rechnen“, meinte Hanni. „Unsere Theobaldine kann das, was sie *Publicity* nennt, nicht ausstehen. Aber wenn wir auf diese Weise unsere Pferde unterbringen, ist mir das eine Strafarbeit oder ein Ausgangsverbot

wert.“

„Uns auch“, riefen die anderen.

„Also, Hannis Vorschlag ist einstimmig angenommen“, erklärte Nanni. „Jetzt sollten wir einen genauen Plan machen.“

Der Kriegsrat fand am nächsten Tag unter der Kastanie statt, obwohl es kühl war. Der Wind jagte erste gelbe Blätter vor sich her. Mamsell beobachtete die in Pullover und Jacken eingemummelten Gestalten und machte sich Sorgen. „Frau Martin, wir sollten die Mädchen ins Haus holen. Sie werden sich erkälten“, sagte sie.

Frau Martin lächelte.

„Lassen wir ihnen doch den Spaß. Sie reden miteinander und möchten ungestört sein. Erfrieren werden sie schon nicht.“

„Brüten sie vielleicht wieder einen Unsinn aus? Einen Streich? Oder bereiten sie eines dieser schrecklichen Mitternachtsfeste vor?“

„Nein“, sagte Frau Martin entschieden, „sicher nicht. Sie haben Probleme.“ Sie wusste von Max und Sternchen und von Frau Theobalds Entscheidung die Tiere nicht in Lindenhof aufzunehmen. Sie selbst hatte mit einigen Bekannten telefoniert. Aber sie hatte immer in der Großstadt gelebt, ihre Freunde waren keine Grundbesitzer oder Bauern, sondern Leute, die irgendwo im soundsovielten Stock wohnten. Sie hätte den Pferden und damit den Mädchen gerne geholfen. Sie konnte es nicht. Zumindest sollten sie die Möglichkeit haben, über das zu sprechen, was sie bewegte.

Es war ungemütlich unter der Kastanie. Nanni hatte sich den falschen Sitzplatz ausgesucht und deshalb einen nassen Po. Anne trauerte den Bonbons in ihrem Zimmer nach. Elli

ärgerte sich, dass sie gekommen war. Sie hatte sich die Haare aufdrehen und eine neue Frisur ausprobieren wollen.

„Punkt eins“, sagte Hanni. „Am Samstagmorgen bringen wir ganz früh einen Tisch zum Marktplatz. Darauf kommt das Sparschwein. Dahinter ein Plakat: Rettet zwei alte Pferde vor dem Abdecker! – Würdest du das Plakat malen, Anja?“

„Natürlich, gerne. Bloß, ich krieg die Pferde noch nicht so hin, wie ich möchte.“

Marion lachte. „Das ist egal. Es spielt keine Rolle, ob du Kühe mit Pferdeköpfen zeichnest oder Pferde mit Kuhköpfen. Hauptsache, die Leute werden angelockt.“

Anja war ein bisschen beleidigt. Sie wollte nicht zum Gespött von ganz Rottstadt werden. Sie hatte zwar die Begabung ihres Vaters geerbt, der Grafiker gewesen war, aber Pferde zeichnen ist nun mal nicht einfach. Sie würde eben ein bisschen üben und schlimmstenfalls ein Foto als Vorlage nehmen.

„Punkt zwei“, warf Elli plötzlich ein. „Blumen. Jeder, der spendet, sollte eine Blume kriegen.“

Die meisten Mädchen mochten Elli nicht besonders, sie dachte immer nur an sich und an das, was sie für ihre Schönheit hielt. Aber wenn in ihrem Köpfchen außer ihrer eigenen Person ausnahmsweise mal ein vernünftiger Gedanke Platz hatte, musste man das anerkennen.

„Prima, Elli, du machst dich“, lobte Bobby sie.

„Okay, du besorgst also die Blumen“, meinte Hanni und hakte Punkt zwei auf ihrer Liste ab.

„Ich?“ Elli war entsetzt. So hatte sie es nicht gemeint.

„Klar.“

„Soll ich Frau Theobald darum bitten? Klauen ... das kann

ich nicht.“

„Spinn dich woanders aus“, sagte Nanni in beinahe freundlichem Ton. „Bitte Herrn Holzbauer darum. Sag, wir wollten uns bei irgendwem für irgendwas bedanken. Das ist nicht einmal eine Lüge. Wir bedanken uns ja mit den Blümchen für eine Spende.“

„Wir müssen die Leute auf uns aufmerksam machen“, überlegte Marion laut.

Anne meinte trocken, darüber brauchten sie sich wohl keine Gedanken zu machen.

„Wer nicht hinschaut, wenn wir mit zwei Rössern aufkreuzen, dem ist nicht zu helfen.“

„Trotzdem“, beharrte Marion. „Irgendwas ... ein bisschen mehr.“

Sie dachten alle nach. Die gesamten kleinen grauen Zellen der Vierten arbeiteten fieberhaft. Der Wind hatte zugelegt. Hannis linkes Bein lag quer über einer Ameisenstraße. Der Zug quälte sich tapfer über das hochalpine Hindernis hinweg. Wenigstens eignete sich das Innere der Ringelsocken für eine kurze Pause. Hanni kratzte und dachte gleichzeitig.

Dann sagte Nanni in das Schweigen: „Ganz einfach. Wir ziehen unsere Kostüme an, die Westernkleider von damals. Und wir singen. Zwei oder drei spielen Gitarre.“

„Mensch, Nanni, wenn es dich nicht gäbe, müsste man dich erfinden“, erklärte Jenny.

Und Hanni meinte: „Ist doch klasse, wenn man einen Zwilling hat, der einem das Denken abnimmt.“

Aktion „Max und Sternchen“ in vollem Gange.

Der Countdown lief. Anja schrieb und malte das Plakat. Sie hatte so lange geübt, dass Max und Sternchen jetzt tatsächlich wie Pferde aussahen.

Am Freitagnachmittag gingen Marion, Carlotta und die Zwillinge zum Ziererhof um die Pferde auf Hochglanz zu bringen. Unter Marions und Carlottas Anleitung wurden sie gestriegelt, gekämmt, gebürstet, bis sie glänzten. Dann banden die Mädchen ihnen Schleifen in Mähne und Schweif, blaue für Max, rosafarbene für Sternchen.

„Man könnte direkt im Zirkus mit den beiden auftreten“, meinte Carlotta zufrieden.



Als es dunkel wurde, schleppten die Mädchen einen alten Schreibtisch aus Mariannes Zimmer durch den Park hinunter auf die Straße. Morgen früh würden sie ihn auf Anjas Rollstuhl transportieren. Das Plakat lag eingerollt bereit. Elli hatte von Herrn Holzbauer genug Blumen bekommen um die halbe Stadt zu beglücken. Der Hausmeister war ein wortkarger Mann, der seine Zähne kaum auseinander brachte, aber er war viel freundlicher, als er auf den ersten Blick wirkte.

Samstag war in Lindenhof schon immer unterrichtsfrei gewesen. Wer nicht zum Frühstück erscheinen, sondern einmal ausschlafen wollte, konnte sich auch später noch in der Küche ein Marmeladebrot und eine Tasse Tee holen. Diese Freizügigkeit kam der Aktion „Max und Sternchen“ zugute. Die Zwillinge rollten Anjas Stuhl mit dem Tisch in den Ort. Oben auf der Ladung hatten sie ihre Kleider und Mariannes Cowboyhut verstaut. Am Markt gab es eine öffentliche Toilette, da konnten sie sich umziehen.

Während die Marktfrauen ihre Stände aufbauten und Obst, Gemüse, Eier und frische Hühner appetitanregend dekorierten, stellten die Mädchen ihren Tisch unter einen Baum und klebten das Plakat an die Rinde. Wenig später kamen die anderen mit Sparschwein, Blumen und Gitarren. Die bedauernswerten Leute, die um diese Zeit ein menschliches Bedürfnis verspürten, verzweifelte. Die Toilette war pausenlos besetzt. Unscheinbare Teenager standen davor Schlange. Westernladys in langen Rüschenkleidern kamen heraus. Wer die Verwandlung nicht abwarten konnte, ging ins Café nebenan. Nur eine Mutter mit ihrem dreijährigen Sohn drängte sich vor.

„Wenn ihr mich nicht reinlasst, macht mein Franzi in die

Hose“, erklärte sie.

Dieses Argument wirkte. Jenny und Bobby zogen sich im Vorraum um. Mama und Franzi tauchten wieder auf. „Danke“, sagte die Frau zu den Mädchen. „Zu spät ...“

Anja war mit Anne und Elli, die beide nicht gern radelten, mit dem Bus gekommen. Marion und Carlotta sollten die Pferde herunterfahren.

„Es wird Zeit, dass wir ihnen entgegengehen“, meinte Hanni, als die ersten Käufer über den Platz bummelten. „Wer bleibt hier und hält die Stellung?“

Außer Anja erbot sich keine freiwillig. Dann sagte Anne: „Ich.“ Und nach längerem Zögern schloss sich Petra an. Ihr war es fast angenehmer so. Sie war schüchtern, und mit Pferden, Gesang und Gitarrenklängen einzuziehen wäre ihr peinlich gewesen. Da bewachte sie lieber das noch leere Sparschwein.

Vor dem Stadttor warteten bereits Carlotta und Marion mit den Tieren. Natürlich hatten Max und Sternchen ihren Schmuck im Laufe der Nacht aufgefressen und sahen etwas gerupft aus. Sie fanden offensichtlich, dass Seidenbänder noch besser schmeckten als Äpfel und Zucker, mit denen man sie in der letzten Woche überfüttert hatte. Die Mädchen hatten gedacht, die Pferde würden mit dem Maul ihre Mähne und den Schweif nicht erreichen. Das stimmte. Aber sie waren ja zu zweit. Max verspeiste die rosa Schleifen seiner Freundin, Sternchen die blauen.

„Na ja!“, meinte Nanni und zuckte die Achseln. „Gerupft wie gesprungen. Kann man nichts machen. Auf in den Kampf. Musik!“

Natürlich sangen sie *San Antonio Rose*, als sie auf dem Markt einzogen. Mehr laut als schön. Aber sie boten ein

hübsches Bild, die Ladys in ihren rosa, hellblauen und grünen Blümchenkleidern, die der Spätsommerwind flattern ließ, die weiblichen Cowboys, die ihre Hüte tief ins Gesicht gezogen hatten, und die auf Hochglanz polierten, freundlichen Pferde mit den Schleifenresten, die sie übrig gelassen hatten, weil ihnen nach so viel Seidenband der Appetit vergangen war.

Als Marion, die von sich in ehrlicher Selbsteinschätzung behauptete, sie sänge so, dass jede Krähe schamrot würde, „Glory, glory, halleluja“ anstimmte, sang ein ganzes Gefolge von jungen Leuten mit.

Nun ging es los. Die Pferde wurden an den Baum gebunden. Die Zuschauer umdrängten den Tisch, wollten wissen, warum, was und überhaupt.

Die Mädchen redeten, erklärten. Das Sparschwein klingelte, Elli, mit neuer Frisur, verteilte Blumen, die Sonne strahlte bühnenreif, ab und zu wurde gesungen, und sogar gestandene Hausfrauen trällerten mit. Eine Stimmung wie bei der alljährlichen Kirmes.

„Toll“, freute sich Jenny, „es macht richtig Spaß.“

Petra flüsterte, sie hätten eine Menge Geld eingenommen. Nanni bedankte sich bei einer klapperigen alten Dame für ein Zweimarkstück und war gar nicht so glücklich. Klar, sie hatten Erfolg, sie bekamen Spenden, alles gut und schön, aber bisher hatte noch niemand gesagt, er würde die Pferde aufnehmen. Und darum allein ging es.

Es wurde heiß. Die Blumen ließen die Köpfe hängen. Die Mädchen schwitzten. Sie holten einen Eimer Wasser am Brunnen für Max und Sternchen. Ihnen selbst klebte vom vielen Reden die Zunge am Gaumen. Plötzlich stand der Besitzer des Cafés vor ihnen. Mit einem Korb voll Limona-

deflaschen.

„Damit ihr nicht verdurstet“, sagte er. „Leider habe ich in meinem Café keinen Platz für Pferde. Hoffentlich findet ihr jemanden.“

„Hoffentlich“, sagte Bobby. „Und vielen Dank.“

Die Limonade sprudelte wie Sekt.

Langsam verlief sich die Menge. Die Marktfrauen räumten ihre Sachen weg. Sie waren ärgerlich. Die Mädchen hatten ihnen das Geschäft verdorben. Hausfrauen, die schon dabei waren, Salat, Erbsen oder ein Hühnchen auszuwählen, hatten die Dinge wieder weggelegt und sich für die singenden, bunten Teenies mit ihren Pferden interessiert.

„Die Schau ist gelaufen“, stellte Hanni fest. „Packen wir ein.“

Eine späte Kundin kaufte Gemüse und Eier. Eine sympathische blonde Frau mit Fältchen um ihre blauen Augen, in Jeans und mit drei Kindern im Schlepp. Während sie bezahlte, wurden die Kleinen – sie waren zwischen drei und sieben – auf die Pferde aufmerksam.

„Mami, ich will Pferd reiten“, schrie der Jüngste.

„Ich auch“, rief das Mädchen.

„Ich will das Pferd haben oder alle zwei“, erklärte der älteste Junge in ziemlicher Lautstärke.

Sie zerrten an ihrer Mutter, bis diese nachgab.

„Mensch, das ist doch die Fröschl“, flüsterte Marion, als die Dame näher kam.

„Wer?“

„Lest ihr keine Zeitung? Die Stadträtin natürlich, die für den Bürgermeisterposten kandidiert.“

„Ich will Pferd reiten“, wiederholte der Jüngste mit geballter Energie.

„Entschuldigt“, sagte Frau Fröschl und stellte ihren Korb ab. „Meine drei sind eine Landplage. Wäre es vielleicht möglich, dass sie kurz auf den Pferden sitzen dürfen?“

„Natürlich, warum nicht“, sagte Nanni.

Marion und Carlotta kümmerten sich um die Kinder, die voller Begeisterung auf Max' und Sternchens Rücken saßen, ihnen mit ebenso liebevollen wie ungeschickten Händen in den Mähnen wühlten und es unter Marions Anleitung fertig brachten, ihnen nachher fachgerecht auf der flachen Hand Köstlichkeiten aus Mamas Einkaufskorb anzubieten.

Inzwischen unterhielt sich Frau Fröschl mit den anderen Mädchen.

„Es ist eine Schande, dass diese schönen, gesunden Pferde getötet werden sollen“, meinte sie.

„Vielleicht haben Sie einen großen Garten?“, fragte Bobby hoffnungsvoll.

„Leider nicht.“

„Schade.“

„Aber Sie sind doch die zukünftige Bürgermeisterin“, versuchte es Hanni weiter. „Könnten Sie nicht etwas in der Sache tun?“

„Nein, ich bin nicht die zukünftige Bürgermeisterin. Ich möchte es gern werden, das ist alles. Ob ich etwas tun kann? Vielleicht. Ich werde darüber nachdenken. Wenn ich die Wahl gewinne, müsste es möglich sein. Ich habe schon als Stadträtin den Vorschlag gemacht ein Tiersyl einzurichten. Immer wieder werden hier in der Gegend ausgesetzte Hunde und Katzen aufgelesen. Vor allem in der Ferienzeit. Es ist widerwärtig und unmenschlich. Die Stadt muss etwas tun. Geld lockermachen, damit ... Ich werde eure Pferde nicht vergessen. Sagt mir bitte, wer ihr seid.“

„Schülerinnen der vierten Klasse aus Lindenhof.“

Währenddessen waren Carlotta und Marion vollauf damit beschäftigt, die Mini-Fröschs davon abzuhalten, erstens Max und Sternchen Mutters Petersilie in den Schweif zu flechten, zweitens ihnen Himbeerjogurt einzuflößen, drittens sie auf die Nüstern zu küssen.

„Tschüüüs, Maxi und Sternlein“, verabschiedeten sich die Kinder.

„Wir halten die Daumen für die Wahl“, riefen die Mädchen.

Kriegsrat in der Turnhalle

Am Abend machten sie Bilanz. Was die Finanzen betraf, so standen sie großartig da. Mit dem Geld der Eltern hatten sie insgesamt siebenhundertachtzig Mark. Sie hatten das Sparschwein geleert um nachzuzählen. Glücklicherweise gehörte es zu der luxuriösen Sorte, die man nicht mehr kaputtschlagen muss, denn es hatte am Bauch ein ganz normales Schloss. Abgesehen davon hatten sie noch nichts erreicht. Noch immer war kein Platz für Max und Sternchen in Aussicht. Die Tage verstrichen und die Lage begann sich zuzuspitzen.

Wenigstens waren sie nach der Aktion unbemerkt nach Lindenhof zurückgekommen. Allerdings mit mehr Glück als Verstand. Mamsell pflegte ihr Rheumabein, Frau Martin klebte noch ein paar Pailletten mehr auf ihr T-Shirt, Frau Theobald machte im Büro die monatliche Buchführung, und die Hausmutter rührte mit ihren Helferinnen Kuchenteig. Kein Mensch achtete auf die Mädchen, die mit ihren Kleidertüten durch die Hintertür schlüpften. Es grenzte an ein Wunder.

Dann geschah ein zweites Wunder. Weder die Direktorin noch eine der anderen Lehrerinnen erfuhren etwas von der Vorstellung, die ihre Schülerinnen auf dem Marktplatz gegeben hatten. Die hatten nicht damit gerechnet, dass sie unerkannt und damit straflos davonkommen würden. Die nächste Versammlung der Mädchen fand ausnahmsweise nicht unter der Kastanie statt, denn die wurde zu diesem Zeitpunkt von einem Hagelschauer gebeutelt. Der Rasen im Park war weiß wie im Winter. Die Vierte hatte sich in die

Turnhalle zurückgezogen. Da war es zwar nicht gerade gemütlich, aber warm und trocken, und sie hatten ihre Ruhe.

„Was bleibt uns noch?“, fragte Hanni in die Runde.

Achselzucken. Sie wussten es nicht. Schweigen. Anne lutschte ein Bonbon. Es störte niemanden, denn Anne hatte ständig ein Bonbon im Mund.

„Da war doch diese Frau Fröschl, die Vielleicht-Bürgermeisterin“, fing Jenny an. „Sie wollte über Max und Sternchen nachdenken.“

„Nachdenken, na ja“, meinte Marianne wegwerfend.

„Sie hat gesagt, sie wollte sich für ein Tierasyl einsetzen, wenn sie Bürgermeisterin wird“, erinnerte sich Carlotta.

„Wenn ...“, sagte Jenny.

„Sie kandidiert gegen unseren alten Bürgermeister, gegen Dr. Bär. Ich mag ihn nicht. Er ist ein schmieriger Typ und außerdem kümmert er sich nur um Sachen, die Geld bringen. Neue Hotels und Appartements“, meinte Marion.

„Stimmt.“ Auch Hanni und Nanni lasen manchmal Zeitung.

„Die Fröschl will nicht so viel Tourismus. Die will sich mehr für die Jugend und für die Alten einsetzen und auch für die Natur etwas tun.“

„Sie wäre eine tolle Bürgermeisterin“, fand Bobby. „Mir gefällt sie.“

„Uns auch. Und dann das Tierasyl ...“

„Ob wir etwas tun könnten, dass Frau Fröschl die Wahl gewinnt?“ Das war Anjas Stimme.

Elli meinte, das wäre sinnlos. Auch wenn die Bürgermeisterin Fröschl es schaffen würde, ein Tierasyl zu gründen, dann käme das doch für Max und Sternchen zu spät. Was sie sagte, war logisch. Sie wollte nichts mehr hören von diesen

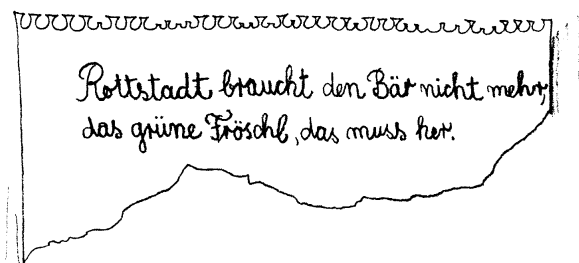
Hilfsaktionen, von den Pferden, den ewigen Aufregungen. Ihr war es egal, wer Bürgermeister wurde. Sie wollte ihre Ruhe.

„Du hast Recht“, sagte Marion. „Wahrscheinlich kann sie unseren Pferden nicht helfen. Aber Anja hat auch Recht. Es gibt schließlich noch andere arme Tiere. Ein Tierasyl hier in Rottstadt wäre eine gute Sache. Aber was, um Himmels willen, können wir tun, damit sie die Wahl gewinnt und nicht der Bär?“

„Dieselbe Schau abziehen wie am letzten Samstag“, schlug Hanni vor. „Nur diesmal ohne Pferde. Am Sonntag ist die Wahl. Wählen dürfen wir sowieso nicht. Aber ihr wisst doch, was am Wahlsamstag auf dem Marktplatz für ein Zirkus abläuft. Musik und Reden und Freibier für die Erwachsenen. Das letzte Mal hab ich Popcorn und Eis gefuttert, bis mir schlecht war. Diesmal könnten wir darauf verzichten, uns vollzufressen, bis wir platzen. Wir singen und erzählen den Leuten, dass Frau Fröschl die Beste sei. Die ideale Bürgermeisterin eben.“

Nanni hatte nicht zugehört. Sie kritzelte etwas auf ein Blatt Papier.

„Da“, sagte sie. „So denke ich mir das.“



Sie gab den Zettel Anja, die neben ihr saß. Anja kicherte und reichte das Blatt weiter.

Alle lachten.

Nanni hatte auf das Papier zwei Zeilen gekritzelt und dazu etwas gezeichnet:

Darunter war ein Frosch zu sehen, der auf einem Felsen hockte und den grimmigen Bär auslachte, der hoch aufgerichtet mit seinen Pranken am Gestein kratzte und den Frosch nicht erreichte.

Leider waren die künstlerischen Fähigkeiten der Zwillinge nicht besonders ausgeprägt. Sie sangen gern, aber mindestens um einen halben Ton falsch. Sie zeichneten mit Begeisterung, aber weder Lindenhof noch die Welt würde einen Verlust erleiden, wenn sie darauf verzichteten. Der Frosch hatte Fledermausohren und riss das Maul auf, als wollte er nicht lachen, sondern sich übergeben. Der Bär war eine bemitleidenswerte Mischung aus einem deutschen Hauschwein und einer nordatlantischen Robbe, wobei dies eine nicht zu unterschätzende eigenständige Leistung war, denn Nanni hatte in ihrem ganzen Leben noch nie eine nordatlantische Robbe gesehen.

„Ihr dürft die Viecher nicht zu genau anschauen“, erklärte Nanni. „Es geht um die Idee. Anja macht das tausendmal besser. Würdest du?“

Anja nickte. Natürlich würde sie. Außerdem waren ein Frosch und ein Bär wesentlich leichter zu zeichnen als Pferde.

„Super, du Schwestermäusezähnen mit Katzenohren und Froschschenkel“, lobte sie Hanni, die den einsamen Rekord im Erfinden von verrückten Namen hielt. „Du bist zwar meine kleine Schwester, denn die dreizehn Minuten

bei der Geburt holst du nie mehr auf, aber manchmal kann man dich gut gebrauchen.“

Nanni grinste und warf ihr einen Radiergummi ins Gesicht.

„Wie wär’s, wenn wir den Leuten kleine Frösche aus Plastikfolie zum Anstecken schenken würden?“, schlug Marion vor.

„Prima, du bist wirklich eine Neue, die die Mühe wert ist, die man mit ihr hat.“

Marion lachte. Sie fühlte sich wohl. Dann wurde ihr bewusst, dass sie den ganzen Tag nicht an den Stall und an Catalina gedacht hatte, nur an Max und Sternchen und an die neuen Freundinnen. Verzeih, Catalina, ich hab dich nicht vergessen. Sie wusste, es war gut so, wie es war.

Wahlvorbereitungen

Anja hatte wegen ihres gelähmten Beines die Erlaubnis, während des Sportunterrichts, an dem sie nicht teilnehmen konnte, in ihr Zimmer zu gehen und zu tun, was sie wollte. Sie hatte von diesem Vorrecht selten Gebrauch gemacht.

Meistens schaute sie den anderen zu und feuerte ihre Freundinnen an. Am nächsten Tag aber verzog sie sich, als die anderen ihre Handballtrikots anzogen. Nachdem mehrere Entwürfe im Papierkorb gelandet waren, brachte sie einen Frosch zu Stande, der Frau Fröschls blaue Augen hatte, ihre Grübchen in den Wangen und eine Margerite hinter dem linken Ohr. Es war ein Frosch zum Verlieben. Der Bär fletschte die Zähne, aber er wirkte verzweifelt, er rollte die Augen und die Zunge hing ihm aus dem Maul.

Die Freundinnen waren begeistert.

Am Abend erwies sich die vierte Klasse, sonst für ihre Munterkeit bekannt, als überaus schläfrig. Nacheinander zogen sich die Mädchen auf ihre Zimmer zurück. Schließlich war es nicht verboten, früher als zur „Sperrstunde“ zu Bett zu gehen. Manche verdrückten sich stillschweigend, andere gaben Erklärungen ab. Bobby sagte: „Ich will meinen *Winnnetou* in Ruhe zu Ende lesen. Hier ist mir zu viel Krach.“ In Wirklichkeit hätte Bobby bei der Lektüre ihres geliebten Karl May nicht einmal das Geräusch einer Betonmischmaschine neben ihrem Stuhl gestört.

In den Zimmern ging es lebhaft, wenn auch leise zu. Jenny und Carlotta hatten sich um das Material gekümmert: grüne Plastikfolie, Papier, Scheren, Sicherheitsnadeln, Pauspapier. Frösche wurden auf Folie gepaust und ausgeschnitten, dann

mit Nadeln versehen und in einen Karton geschichtet. Die Mädchen arbeiteten so schnell, als würden sie im Akkord bezahlt, Anja zeichnete weitere Plakate. Jedes wurde ein bisschen anders als das vorhergehende. Und jedesmal wurde der Frosch noch etwas hübscher und der Bär noch etwas hässlicher und dümmer.

„Du bist wirklich begabt“, lobte Marianne Anja.

Aus ihrem Mund bedeutete das so etwas wie einen Ritterschlag. Marianne interessierte sich nur für Sport. Wer im Sport nichts leistete, der zählte nicht für sie. Anja existierte im Lindenhofer Sport nicht, deshalb hatte Marianne bisher auch nicht zu ihren besonderen Freundinnen gehört. Jetzt klang aus ihrer Stimme Achtung, ja sogar Bewunderung. Anja strahlte. Mariannes Anerkennung tat ihr gut. Sie fühlte sich glücklich in Lindenhof. Zumindest beinahe. Wenn nur ihr lahmes Bein nicht wäre, wenn sie sich bewegen könnte wie all die anderen!

Als die letzten Frösche ausgeschnitten und die Abfälle aufgeräumt waren, bot Anne aus ihrem unerschöpflichen Vorrat Bonbons an. Lutschend standen sie in der Tür und warteten auf den Gong, der die Schlafenszeit ankündigte.

„Sagt mal, habt ihr eigentlich alle was Grünes zum Anziehen?“, fragte Marion plötzlich.

„Wieso?“

„Ist doch klar wie Bärenatzen mit Froschmaulsalat“, sagte Carlotta lachend. „Marion hat Recht. Wenn wir die Frösche verteilen, sollten wir etwas Grünes anhaben.“

Manche hatten viele grüne Kleidungsstücke, andere gar keine. Sie beschlossen daher sich gegenseitig Grünes auszuliehen.

Als Frau Christensen, die Musiklehrerin, etwas später die

Abendrunde durch die Zimmer machte, fand sie alle Mädchen tief schlafend vor. Die meisten schliefen wirklich, denn der Abend war anstrengend gewesen. Die anderen kniffen die Augen zu und bemühten sich regelmäßig zu atmen. Frau Christensen war zufrieden. Schlafende Mädchen sind für eine Erzieherin immer die größte Freude.

Eine gestresste Vierte

Die Nacht hatte es in sich. Das Barometer fiel, feuchtwarmer Wind tobte ums Haus. Anja hatte Schmerzen und konnte nicht schlafen. Wer nicht schlafen kann, macht sich Sorgen um tausend Dinge. Anja fürchtete, dass Frau Fröschl über die unerbetene Wahlhilfe verärgert sein könnte. Dann war alles verpatzt.

Mamsell hatte ebenfalls Schmerzen. Das Rheuma plagte sie wieder. Sie bestrich ihr Bein mit einer Tinktur aus der Apotheke, die aber leider nicht half. So entschloss sie sich aufzustehen. Um halb fünf fiel ihr ein, dass die Vierte eine Ex dringend nötig hatte. Die Mädchen schlampften mit der französischen Sprache ganz schön herum, fand sie. Um fünf Uhr fing sie an einen Prüfungstext auszuarbeiten. Um halb sechs kochte sie sich einen starken Kaffee und korrigierte ein paar Arbeiten. Die Schülerinnen waren es gewohnt, dass ihre Hefte außer Mamsells Rotstift auch Kaffeeblößen aufwiesen.

„Mes chères“, sagte Mamsell, als sie um neun Uhr der Vierten gegenüberstand, „ich habe den Eindruck, dass es an der Zeit ist, eure Kenntnisse wieder einmal zu überprüfen. Besonders, was den *Subjonctif* betrifft.“ Sie schrieb einige Sätze an die Tafel. Durch das Schulzimmer ging ein Seufzen.

„Der Abdecker soll den *Subjonctif* holen“, murmelte Hanni.

Natürlich holte der Abdecker ihn nicht, vielleicht hatte er heute Ruhetag. Die Mädchen quälten sich mit den Formen des *Subjonctif* herum, der auch den meisten Franzosen ein Rätsel ist.

Nachher waren sie sich zumindest über drei Dinge einig. Erstens, dass der liebe Gott offensichtlich geschlafen hatte, als der Teufel die französische Grammatik erfand. Zweitens, dass der liebe Gott oder, falls er dazu keine Zeit hatte, gegebenenfalls auch der Teufel Mamsell bitte schleunigst von ihrem Rheuma heilen möge, damit sie nicht mehr zu nachtschlafender Zeit aufwachte und sich so bössartige Klassenarbeiten einfallen ließ. Drittens, dass derselbe liebe Gott bzw. wieder im Notfall der Teufel den anderen Lehrerinnen eine gute Nacht beschert hatte, damit keine weiteren Schrecknisse drohten.

Offensichtlich hatten der liebe Gott und der Teufel an diesem Tag ihre Augen von Lindenhof abgewandt um sie anderen, wichtigeren Dingen zuzuwenden. Frau Martin, ebenfalls von Schlaflosigkeit geplagt, verlangte einen Aufsatz. Sie trug das neue Paillettenhemd und glitzerte. Das Thema war zumindest anständig: „Was ich liebe“. Na schön, darüber konnte man schreiben.

Hanni und Nanni schwärmten fünf Seiten lang von Max und Sternchen. Marion schrieb über Catalina. Sie wunderte sich selbst, dass sie es konnte. Keiner hatte es verlangt. Aber auf einmal fand sie es befreiend, zu erzählen, wie schön Catalina gewesen war, wie klug, wie lieb.

In der letzten Stunde hatten sie Musik. Frau Christensen kam im Marschschritt ins Klassenzimmer.

„Wenn die heute Nacht gut geschlafen hat, fresse ich ...“, murmelte Hanni.

Nanni grinste. „Was denn?“

„Dich, mein Schwestermauseschwänzchen.“

Sie kicherten gemeinsam.

„Ruhe dahinten“, rief Frau Christensen. „Ich konnte heu-

te Nacht nicht schlafen, dieser schreckliche Wind, und da fiel mir ein, ihr solltet mir mal wieder vorsingen. Schließlich gibt es irgendwann Zeugnisse. Warum also nicht sofort?“

„Ich würde gerne sagen, hol sie auch der Abdecker, aber ich weiß, er tut's nicht“, fauchte Bobby.

„Wie bitte?“, fragte Frau Christensen.

„Nichts, Entschuldigung.“

„Jenny Altmann, du fängst an“, bestimmte die Lehrerin.

„Sah ein Knab' ein Röslein steh'n.“

„Begrabt meine Leiche unter der Kastanie und pflanzt ein Röslein drauf“, flüsterte Jenny, bevor sie sich zum Klavier begab, im Tempo einer zum Tode verurteilten Schnecke.

Dann sang sie. Es klang, als hätte der Knab' das Röslein nicht nur abgebrochen, sondern kaltblütig ermordet.

„O Jenny!“, stöhnte Frau Christensen.

Hanni meldete sich: „Lassen Sie doch bitte Jenny etwas anderes singen“, schlug sie vor. „Das Heideröslein muss bei ihr in die Ho... ich meine schiefgehen. Sie ist nun mal nicht der klassische Typ.“

„Nein, da hast du Recht“, meinte Frau Christensen freundlich. „Was möchtest du singen, Jenny?“

Jenny wollte am liebsten gar nichts mehr singen.

„Wie wär's mit *My Bonny*?“, rief Carlotta.

Jenny nickte. Das war schon besser.

Nicht so hauchzart wie das geknickte Röslein.

„My was?“, fragte die Lehrerin verwirrt.

„*My Bonny lies over the Ocean*, ein englisches Volkslied“, erläuterte Hanni.

„Ach ja, natürlich.“



Frau Christensen intonierte die Melodie auf dem Klavier. Jenny setzte tatsächlich beinahe richtig ein und schmetterte los. Laut singen konnte sie. Frau Christensen verzichtete auf jeden Kommentar. Nur als die Mädchen in den Refrain einstimmten und losbrüllten: „*Bring back, bring back, oh bring back my Bonny to me, to me ...*“, hob sie die Hand, und der Chor verebbte gehorsam.

Nanni verschluckte den letzten Ton. Sie schaute Jenny an und sah sie nicht. Denn sie hatte – wieder einmal – eine Idee. Ohne einen Laut von sich zu geben sang sie innerlich weiter:

*Wir brauchen ein Fröschl in Rottstadt,
Wir brauchen ein Fröschl so sehr.
Und wer von euch uns 're Stadt lieb hat,
der weiß, dieses Fröschl muss her!
Bringt doch, bringt doch, o bringt doch das Fröschl
hierher,
hierher ...*

Sie boxte Petra mit dem Ellbogen in die Seite. Leider hatte sie spitze Ellbogen. Petra quietschte wie eine Maus, der man auf den Schwanz getreten hat.

„Ich hab’s!“, flüsterte Nanni. „Ich weiß, was wir singen werden.“

„Was du singen wirst, interessiert mich nicht“, maulte Petra. „Sullivan ist so weit hinten im Alphabet, du kommst heute nicht mehr dran. Aber ich.“ Sie hieß Dorberg.

„Doch nicht heute“, erklärte Nanni. „Am Samstag.“

„Aber da haben wir keine Musikstunde.“

„Blöde Gans“, murrte Nanni.

Es kam nicht zu einem weiteren Austausch von Liebenswürdigkeiten, denn der Gong kündigte das Ende der Stunde an. Jenny strahlte, als Frau Christensen ihr eine Vier für die *Bonny* zubilligte.

„Am besten übst du das *Heideröslein* und singst es mir nächste Woche noch mal vor. Vielleicht schaffst du eine Drei.“

„Bitte, bitte nicht“, jammerte Jenny. „Ersparen Sie mir das. Sonst kriege ich einen Heiderosen-Komplex. Ich bin mit der Vier restlos glücklich.“

Frau Christensen nickte und freute sich auf die nächste Klasse. In der Sechsten gab es drei Mädchen, die singen konnten.

Achtung, die Frösche kommen!

Nannis neuer Bonny-Text fand Anklang. Zu üben brauchten sie ihn nicht, wer ihn einmal durchgelesen hatte, behielt ihn im Kopf.

„Schön, dass du den Unterricht zum Denken benützt“, feixte Hanni. „Du hast momentan eine richtig kreative Phase.“

Nur Petra fand, der Text wäre nicht gerade besonders geistreich.

Nanni war deswegen nicht beleidigt. „Soll er gar nicht sein. Erstens sind unsere Politiker auch nicht immer geistreich, wenn sie Wahlkampf machen. Und zweitens muss auch der Blödeste die Worte kapieren. Das Tollste wäre, wenn die Leute mitsängen.“

An diesem Samstag mussten die Mädchen nicht wie in der Woche zuvor unauffällig verschwinden. Schon am Freitagmittag hielt Frau Theobald eine Ansprache: „Ihr wisst sicher alle, dass am Sonntag die Bürgermeisterwahl stattfindet. Ich hoffe, wenigstens die älteren unter euch haben in den letzten Tagen Zeitung gelesen, die Zeitung, die ich in drei Exemplaren für euch abonniert habe und die leider wenig Interesse findet. Nur die Seite mit den Kino- und Fernsehprogrammen wird gelesen. Ich würde mir wünschen, dass auch diejenigen, die bisher dieser Wahl keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, sich heute noch darüber informieren. Zum ersten Mal kandidiert eine Frau hier bei uns. Ihr dürft noch nicht wählen, aber ihr solltet euch eine eigene Meinung bilden. Am Samstagvormittag wird im Städtchen das große Wahlkampfspektakel stattfinden. Jeder, der Interesse hat,

darf daran teilnehmen. Ich hoffe sogar, dass viele von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, lebendige Kommunalpolitik mitzuerleben. Das Mittagessen wird auf halb zwei verschoben.“ Jetzt lächelte sie. „Die Hausmutter hat uns ein kaltes Büfett versprochen. Sie weiß, wie gerne ihr das mögt.“

Es gab Applaus. Die Vierte steckte die Köpfe zusammen.

„Prima, da fallen wir nicht auf, wenn wir runtergehen.“

Samstagmorgen. Sonne mit kleinen Schäfchenwölkchen am blauen Himmel. Der frisch gebackene Hefezopf duftete. Die Mädchen der vierten Klasse trugen Grün und darüber etwas Andersfarbiges. Bobby hatte über ihrer grünen Bluse eine Strickjacke an. Sie schwitzte schon beim weichen Ei. Carlotta, die ein kurzärmliges blaues T-Shirt über dem grünen Trägerhemdchen trug, stieß sie mit dem Ellenbogen an und flüsterte: „Zieh um Himmels willen die Jacke aus! Du schmorst ja im eigenen Saft. Ein oder zwei in Grün, das fällt nicht auf. Schließlich ist Grün in Lindenhof nicht verboten.“

Bobby legte dankbar die Jacke ab und ließ es sich schmecken.

Diesmal fuhren sie im Bus nach Rottstadt. Auch Anja war mit von der Partie. Der Fahrer kannte sie und wartete geduldig, bis der Rollstuhl verstaut war. Es fanden sich immer ein paar hilfreiche Männer.

„Alter Markt, Endstation“, rief der Fahrer.

Die Mädchen griffen nach den Taschen, in denen sie alles Wichtige untergebracht hatten. Jenny lud die eingerollten Plakate auf die Schulter und hätte beinahe einer Dame den Hut vom Kopf geschlagen, als sie sich umdrehte.

„Oh, Verzeihung“, stotterte sie.

Die Dame war mehr als mollig, trug ein spießiges Kostüm, einen Hut, den sie lieber der Heilsarmee hätte schenken

sollen, und zwischen Hut und Kostüm befand sich ein Gesicht, das dem eines wohlgenährten Bernhardiners ähnelte. Sie lachte herzlich.

„Halb so schlimm“, meinte sie und rückte sich den Hut zurecht. „Es waren wenigstens keine Eisenstangen, sondern ...“

„Wahlplakate“, mischte sich Marion ein.

„Ach, dann seid ihr Wahlhelferinnen?“

„Ja, so was Ähnliches. Wir möchten, dass Frau Fröschl unsere Bürgermeisterin wird. Sie auch?“

„Vielleicht. Ich muss es mir noch überlegen.“ Hanni drängte sich neben sie. „Dürfen wir Ihnen ein Fröschl anstecken?“, fragte sie mit ihrem reizendsten Lächeln. „Nanni, gib mal her.“

„Zwillinge, nein, wie lustig“, meinte die Dame und wehrte sich nicht, als Hanni ihr den Plastikfrosch ans Revers ihres violetten Kostüms pickste.



„Passt gut zu Lila“, sagte sie erfreut.

Die Mädchen verbissen sich tapfer jegliches Grinsen.

Dann mischte sich ein älterer Mann ein: „Seid ihr deshalb alle grün angezogen, weil die Frau Fröschl ... nun ja ...“

„Genau. Fröschl, das ist Frosch, und Frosch ist grün“, erklärte Carlotta. „Wenn Frau Fröschl nicht Frau Fröschl hieße, sondern zum Beispiel Frau Kirsch, dann hätten wir etwas Rotes an.“

„Aha“, sagte der Mann. „Aha. Ich verstehe.“

Der ganze Bus hatte zugehört, die Leute unterhielten sich über die Wahl, keiner dachte ans Aussteigen.

„Bitte Beeilung, meine Herrschaften“, murrte der Fahrer. Er musste pünktlich zurück.

Als die Mädchen mitsamt Rollstuhl und Gepäck draußen waren, sagte Jenny kichernd: „Ich dachte, diese Violette mit dem Wahnsinnshut ist eine Zicke und regt sich auf, weil ich ihr beinahe die Semmel vom Kopf gehauen hätte. Dabei war sie richtig nett. Ich hab was dazugelernt. Nicht jede, die so aussieht wie eine Zicke, ist auch eine Zicke.“

„Quatscht nicht, Kinder, wir haben's eilig. Auf die Plätze ...“

Das war Marianne.

Der Frosch zeigt die Zähne

Auf dem Marktplatz war es noch ziemlich ruhig. Das Stadtfest zur Bürgermeisterwahl sollte erst um elf Uhr beginnen. Trotzdem tat sich schon einiges. Heute gab es keinen Markt, er war auf Freitag vorverlegt worden. Ein paar Burschen dekorierten das Rednerpodium mit Tannenzweigen und Astern. Einige mickrige Birken im Topf sollten Feierlichkeit demonstrieren. Andere junge Leute hängten Papiergirlanden zwischen die Bäume. Schön waren sie nicht, aber bunt, fand Nanni. Der Wagen der Brauerei lieferte Fässer an. Später würde es Freibier geben. Am Weinstand wurden Gläser poliert. Die „alkoholfreie Frau“ baute Coladosen zu einer Pyramide auf.

„Wenn jemand an die Tischkante stößt, knallt das ganze Zeug runter“, prophezeite Bobby.

Sie behielt Recht. Zehn Minuten später war es so weit. Doch die Frau verlor die Geduld nicht. Bald entstand eine neue Pyramide. Der Würstchenbrater heizte den Holzkohlengrill. Die Wahlhelfer der beiden Kandidaten stapelten Prospekte auf ihren Tischen. „Und wir, was machen wir jetzt?“, fragte Petra.

„Wir suchen einen Platz für uns und unseren Kram“, schlug Hanni vor.

„Die Linde, die mittlere Linde“, seufzte Anne sehnsüchtig.

„Das wäre ein Superstandort. Und ich könnte mich auf das Mäuerchen setzen, mir tun die Füße weh.“

„Vom Busfahren? In zwei Stunden werden sie dir noch weher tun“, sagte Marianne erbarmungslos. „Aber der Platz

unter der Linde ist gut. Auf das Mäuerchen kommen die Kartons mit den Fröschs und die Gitarren. Du bleibst stehen.“

Sie rollten Anjas Rollstuhl in den Schatten der Linde und bauten ihre Sachen daneben auf. Anne schwang sich trotz allem auf das Mäuerchen und zog die Schuhe aus.

„Als Nächstes die Plakate“, kommandierte Nanni. „Anja, halt die Stellung. Lass dich nicht vertreiben. Wir sind gleich wieder zurück.“

Die Mädchen klebten die Plakate an Häuserwände, Parkuhren, an die öffentliche Toilette und an ein paar Bäume. Sie beeilten sich und verschwanden blitzartig, denn sie fürchteten, man würde es ihnen verbieten. Währenddessen blieb Anja nicht lange allein. Ein Herr im grauen Anzug mit Schlips sprach sie an:

„Hier kannst du nicht bleiben.“

„Warum nicht?“, fragte Anja. Sie hatte kalte Hände und das Bein tat weh. Es tat ihr immer weh, wenn sie Angst hatte.

„Weil wir den Platz für die Wahlhelfer von Herrn Dr. Bär brauchen.“

Anja spürte, wie ihr der Schweiß ausbrach. „Wir, meine Freundinnen und ich, sind auch Wahlhelferinnen“, sagte sie. „Für Frau Fröschl. Das ist unser Platz. Zufällig sind die anderen gerade unterwegs. Ich kann nicht gehen.“

Es war ihr unangenehm zu lügen, obwohl sie wusste, dass sie nur halb log. Natürlich waren sie keine offiziellen Wahlhelferinnen, sie hatten sich selbst dazu ernannt und Frau Fröschl wusste nichts davon. Aber Wahlhilfe wollten sie leisten. Doch es ging jetzt nicht um ihre persönlichen Gefühle. Es ging um Frau Fröschl, die Bürgermeisterin werden

sollte, es ging um die Freundinnen, die sich auf sie verließen, und nicht zuletzt ging es um Max und Sternchen, die vielleicht, vielleicht durch die neue Bürgermeisterin doch noch vor dem Abdecker gerettet werden konnten.

„Ach so“, meinte der Mann, „zur Fröschl gehört ihr. Ja dann, in Ordnung, ich will keinen Ärger mit der streitsüchtigen Dame.“ Er ging. Die Mädchen kamen zurück. Sie hatten alle Plakate angebracht. Dreimal waren sie verjagt worden, einmal vom Pfarrer, der, nicht zu Unrecht, an der Kirchentür kein Wahlplakat duldete.

Halb elf. Der Markt füllte sich mit Neugierigen. Die Würstchen brutzelten, die Männer von der Feuerwehrkapelle stimmten ihre Instrumente.

„Wir fangen an“, entschied Hanni. „Nachher geht der Zirkus los mit Musik und Reden, da hört uns keiner mehr zu. Los, nehmt die Gitarren und die Fröschs!“

Sie formierten sich zu einem Zug. Nein, es war kein Zug, eher ein grüner Regenwurm. Anja nahmen sie in die Mitte. Die Gitarren klimpern.

„Wir brauchen ein Fröschl für Rottstadt ...“ Die meisten Leute, zumindest die jüngeren, kannten die Melodie. Singend machten die Mädchen ihre Runde um den Platz ... Beim ersten Mal klang es noch dünn, dann sangen Kinder und Teenager mit, der Text war wirklich einfach genug. Ältere klatschten den Takt. Die Feuerwehrkapelle wunderte sich. Es war ausgemacht, dass sie das Fest mit einem Marsch eröffnen würde. Noch war es nicht elf, noch waren die Kandidaten und die sonstige Prominenz nicht erschienen. Frau Fröschs Wahlhelfer steckten die Köpfe zusammen. Sie wussten nicht, was sie denken sollten. Niemand hatte ihnen Bescheid gesagt.

„Mitmachen, mitsingen!“, rief plötzlich eines der Mädchen. Es waren nur Erwachsene anwesend, Studenten, Lehrlinge, junge Angestellte.

„Ich weiß nicht, wo unser Fröschelchen diese Babys aufgetrieben hat, aber sie sind gar nicht schlecht“, sagte eine Männerstimme.

Nach dem fünften Fröschl-Lied gab Hanni das Zeichen aufzuhören.

„Schluss, das reicht, sonst kommt’s den Leuten noch zu den Ohren raus. Jetzt her mit den Ansteckern.“

„Wir glauben, dass Frau Fröschl die beste Bürgermeisterin für unsere Stadt sein würde“, schrie Carlotta in die Menge und Bobby fügte hinzu: „Dürfen wir Ihnen ein Fröschl anstecken?“

Die Leute lachten. Sie fanden die jungen Mädchen und ihren laienhaften Gesang lustig und die Froschanstecker originell. Die Lindenhoferinnen konnten dem Ansturm kaum gerecht werden. Einer der Jungen aus der Wahlhelfergruppe fragte: „Habt ihr noch einen Karton mit Fröschls?“

„Klar.“

Marion drückte ihm einen Schuhkarton in die Hand. Es lief alles wie am Schnürchen. Die Mädchen hatten glänzende Augen und glühende Wangen.

Zehn Uhr fünfzig. Frau Fröschl erschien. Heute trug sie ein lindgrünes Kostüm. Sie sah jung und hübsch aus, obwohl sie keine Schönheit war. Die Leute machten ihr Platz, viele wollten ihr die Hand schütteln. Sie starrte die Mädchen in den grünen T-Shirts an, sah an allen Hemden kleine grüne Plastikfrösche. Was um Himmels willen?, dachte sie.

„Süße kleine Wahlhelferinnen haben Sie da“, sagte ein Mann.



Eine dicke Frau in einem lila Kostüm schob sich an ihm vorbei. „Ja, das finde ich auch, Frau Fröschl“, rief sie mit unüberhörbarer Stimme. „Ich habe Ihre Mädchen zufällig schon im Bus kennen gelernt. Da wusste ich noch nicht genau, wen ich morgen wählen sollte. Jetzt weiß ich es. Wer die Jugend so für sich begeistern kann, ist sicher nicht der Schlechteste. Ich werde Sie wählen, Frau Fröschl.“

„Danke, vielen Dank.“ Frau Fröschl drückte die fette Hand und lächelte.

Nanni näherte sich der Bürgermeisterkandidatin. „Frau Fröschl“, flüsterte sie. Sie wollte kein Aufsehen erregen. „Erinnern Sie sich an letzten Samstag? Die Pferde. Sie waren damals so verständnisvoll. Da dachten wir, Sie wären die richtige Bürgermeisterin. Sind Sie böse, dass wir uns eingemischt haben, ohne Sie vorher um Erlaubnis zu bitten?“

Frau Fröschl schaute sie an, dann die anderen, die hinter ihr standen. Natürlich sahen sie heute in Jeans und grünen Hemden und Blusen ganz anders aus als damals in ihren Westernkostümen. Doch plötzlich begriff sie. Sie lachte. So

laut und unbekümmert, dass die Leute in ihrer Nähe mitlachten, obwohl sie keine Ahnung hatten, was es zu lachen gab.

„Ihr?“, sagte Frau Fröschl und wischte sich die Lachtränen aus den Augen. „Ihr schon wieder. Wegen eurer Pferde?“ Sie wurde ernst. „Natürlich bin ich euch nicht böse. Ich habe den Eindruck, ihr schlagt recht erfolgreich die Werbetrommel für mich. Aber ihr müsst wissen ... ich setze mich für ein Tierasyl ein, wie ich es euch versprochen habe. Ich tue das auch als Stadträtin, wenn ich die Wahl nicht gewinne. Nur kann ich auch als Bürgermeisterin nicht zaubern ...“

„Ja“, sagte Hanni. „Das ist uns klar. Es ist ja auch nicht bloß wegen der Pferde. Sondern überhaupt. Wir finden Sie gut. Allerdings gebe ich zu, ohne Max und Sternchen hätten wir uns wahrscheinlich für die Wahl und für Sie gar nicht interessiert.“

Frau Fröschl wollte antworten, doch sie kam nicht dazu. Herr Dr. Bär war eingetroffen und hatte erfahren, dass sich hier etwas abspielte, das nicht auf dem Programm stand.

Jetzt war er da. Die Leute bildeten einen Kreis um ihn und Frau Fröschl. Die Mädchen betrachteten ihn neugierig. Wie ein struppiger, böser Bär sah er wirklich nicht aus. Er war groß und stattlich und um mindestens zehn Kilo zu dick und lachte übers ganze Gesicht.

„Liebe Kollegin“, rief er so laut, dass auch diejenigen, die hinten standen, ihn hörten. „Das war eine ausgezeichnete Idee von Ihnen, diese reizenden Mädchen für Ihren Wahlkampf einzuspannen. Es ist eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn sie singen. Da haben Sie mich ausgetrickst. Meine Wahlhelfer sind alle über achtzehn und politisch engagierte

Jugendliche. Ob sie singen können ... ach Gott, danach habe ich sie nicht gefragt. Sie sind sicher eine gute Mutter, liebe Frau Fröschl, und wie man sieht, haben Sie Ihren früheren Beruf als Kindergärtnerin nicht verlernt ...“

„So ein Biest“, zischte Carlotta. „Jetzt versucht er den Leuten einzureden, dass sie bloß eine Mutti und Kindertante ist und zu blöd für eine Bürgermeisterin. Ich würde ihm am liebsten ...“

„Ich weiß“, sagte Nanni. „Mit dem Lasso einfangen, das hast du ja im Zirkus gelernt, und ihn dann quer über den Markt schleifen. Oder so was Ähnliches.“

Carlotta grinste. „Oder so was Ähnliches, ja.“

Frau Fröschl stand aufrecht da, ihre Augen blitzten. „Herr Kollege“, sagte sie mit geradezu sanfter Freundlichkeit, „ich freue mich, dass Sie wissen, dass ich vor meiner Universitätsausbildung zur Juristin und Volkswirtin zwei Jahre in einem Kindergarten gearbeitet habe. Ich möchte diese wunderschöne Zeit nicht missen. Auch in der Politik sollten wir mehr als bisher an die Kinder denken, an die neue Generation. Wir müssen dafür sorgen, dass sie in eine gute Welt hineinwachsen. In mein Programm gehören nicht so sehr Bauprojekte, Tourismusförderung und die Frage, wie man die städtischen Einnahmen erhöhen kann, sondern Kinder, alte Menschen, ausgesetzte Tiere und der Schutz unserer hart mitgenommenen Natur.“

Von allen Seiten kam der Applaus.

„Uiii!“, meinte Nanni begeistert. „Der Frosch hat Zähne.“

Dr. Bär lächelte säuerlich. Bevor er antworten konnte, nahm Marion ihren ganzen Mut zusammen und rief: „Ich möchte etwas sagen, Herr Dr. Bär. Frau Fröschl hat uns nicht eingespant, wie Sie es nennen. Sie wusste gar nicht,

dass wir hier sind. Wir sind zu jung um sie zu wählen, deshalb wollten wir auf unsere Art zeigen, wie gut wir sie finden.“

Die Kapelle auf dem Podium spielte einen Tusch. Dr. Bär drehte sich um. „Tut mir Leid, ich muss eine Rede halten“, sagte er.

Anschließend folgte wieder Musik. Danach sprach Frau Fröschl. Dann wurde noch mal ein Marsch gespielt. Es gab Freibier, viele Leute aßen Würstchen, einige unterhielten sich mit vollem Mund mit den Bürgermeisterkandidaten. Anne wollte auch Würstchen. Aber die Freundinnen fanden, dafür wäre jetzt keine Zeit. Ihre Fröschs fanden reißenden Absatz. Plötzlich kamen drei junge Frauen mit einem Tablett voller Bratwürste und vollen Gläsern. „Die Würstchen hat die Frau Fröschl uns Wahlhelferinnen spendiert“, sagte eine. „Das ist euer Anteil, mit einem schönen Gruß von ihr. Die Limonade ist von der Stadt.“

„Au fein“, jubelte Hanni.

„Danke für die Würstchen“, lachte Bobby, während Anne sich das erste schon in den Mund steckte.

Alles war großartig, Wahlkampf war die lustigste Beschäftigung für einen sonnigen Samstag, von der Kirche schlug es zwölf.

Da nahte das Urteil.

Hanni steckte gerade einer Frau ein Fröschl an. Als sie fertig war, plärrte der kleine Junge: „Ich auch, Mami ... ich auch Fröschl.“

Die Zuschauer amüsierten sich. Hanni befestigte einen Anstecker am Pullover des Buben.

„Babyschwester auch ...“

Die Babyschwester lag im Kinderwagen und hätte den

Plastikfrosch vermutlich mit einem Schnuller verwechselt. Hanni zögerte.

„Die Theobaldine ...“, schrie Jenny.

Da stand sie schon. Korrekt wie immer, im dunkelblauen Kostüm, mit der kleinen, feinen Perlenkette um den Hals. Obwohl die Sonne strahlte, hatte sie Gewitterwolken im linken und eine geballte Ladung von Blitzen im rechten Auge. Hanni wünschte sich nichts anderes als ein Mauseloch. Besser noch fünfzehn Mauselöcher, sie war ja nicht allein. Leider war der Marktplatz asphaltiert. Hanni ergriff die Flucht nach vorn: „Darf ich Ihnen auch ein Fröschl anbieten, Frau Theobald?“, fragte sie und bekam beim Lächeln kalte Zähne.

Die Direktorin schüttelte den Kopf. „Nein, danke. Aber du könntest mir erklären, was ihr hier tut. Und wer euch erlaubt ...“

Es war wie im Theater, im klassischen natürlich. Mitten drin im größten Schlamassel erscheint der rettende Bote. Dieser hier war nicht gerade bühnenwirksam. Klein, mager, mit trotz seiner Jugend gelichtetem Haupthaar – der Bildreporter der *Rottstadter Zeitung*. Er wagte das, was sonst kaum jemand sich traute, er unterbrach Frau Theobald mitten im Satz. „Oh, Frau Direktor, ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie sind die Chefin von Lindenhof. Meine Schwester war mal ein Jahr lang Ihre Schülerin. Aber das wollte ich eigentlich nicht erzählen. Ich wollte für unsere Zeitung ein Interview mit Ihnen machen. Ich finde es großartig, dass Sie als Schulleiterin Ihre Mädchen zu so großem politischem Engagement erzogen haben.“ Er sprach so schnell wie manche Showmaster im Fernsehen, vielleicht noch ein bisschen schneller.

„Aber ...“ sagte Frau Theobald.

„Sie haben erkannt, dass man junge Menschen früh in die Probleme der Politik einführen muss, damit sie lernen eine eigene Meinung zu haben, damit sie mündige Staatsbürger werden. Gerade unsere Kleinstadtpolitik, unsere Bürgermeisterwahl, ist dafür besonders geeignet. Sozusagen Politik zum Anfassen.“

„Aber ...“, sagte Frau Theobald wieder.

„Mein Kompliment, Frau Direktor!“

Ein paar Leute klatschten. Die Mädchen hatten ihren ersten Schrecken überwunden. Jetzt mussten sie sich das Kichern verbeißen. Es war zu komisch, wie dieser kleine Reporter die Situation beherrschte und die in Lindenhof allmächtige Direktorin nicht zu Wort kommen ließ. Nanni hustete hysterisch. Das war immer noch besser als mit einem Lacher herauszuplatzen. Petra bekam vor Nervosität einen Schluckauf.

„Darf ich um ein Gruppenbild bitten?“, fragte der Reporter.

„Nein“, wehrte die Direktorin ab. „Das möchte ich nicht.“

„Warum nicht?“

Der Bildreporter stellte das Objektiv ein.

„Grundsätzlich nicht“, antwortete Frau Theobald. Sie schaute die Mädchen streng an. Und dann plötzlich verschwanden Donner und Blitz aus ihrem Blick. Sie lachte. Frau Theobald lachte sehr, sehr selten, im Allgemeinen lächelte sie. „Wissen Sie, junger Mann“, wandte sie sich an den Reporter, „ich bin ganz Ihrer Meinung, dass man junge Menschen zu politischem Verständnis und persönlichem Engagement anleiten soll, und ich bemühe mich sehr darum.“

Aber diese Aktion hier – davon wusste ich nichts. Da haben meine lieben Schülerinnen eigenmächtig und unerlaubt gehandelt. Andererseits gebe ich zu, sie haben sich mit Herz und Köpfchen für eine vernünftige Sache eingesetzt, anstatt wie früher einen dummen Streich nach dem anderen auszubrüten.“

„Und deshalb verzeihen Sie ihnen, nicht wahr?“

Viele Augenpaare richteten sich auf Frau Theobald.

„Ja“, sagte sie und nickte.

„Wunderbar, danke im Namen Ihrer Schülerinnen.“

„Der Mann hat ein Mundwerk wie eine Rakete“, sagte Carlotta voll Bewunderung, die selbst keineswegs unter Schüchternheit litt.

Zuletzt stimmte Frau Theobald dem Foto doch noch zu. Sie stellte sich neben Anjas Rollstuhl. Elli drängelte sich nach vorne neben sie.

„Mittagessen wie besprochen um halb zwei“, sagte die Direktorin zum Abschied. Dann drehte sie sich noch einmal um. „Du wolltest mir vorhin einen Frosch anstecken, Hanni? Hast du noch einen greifbar?“

Hanni wurde rot vor Freude. Sie steckte das Plastikfröschl besonders sorgfältig an der dunkelblauen Jacke fest. „Danke“, murmelte sie dabei. „Vielen Dank. Sie sind große Klasse!“

Frau Martin, Mamsell und Frau Christensen, die mit Frau Theobald ins Städtchen gekommen waren, bummelten am anderen Ende des Marktes herum. Sie ahnten nicht, was für eine Szene sie versäumt hatten.

Frau Fröschl saß etwas versteckt hinter dem Rednerpodium. Sie gönnte sich eine kurze Pause, zog den rechten Schuh aus, weil er drückte, und trank ein Bier. Komisch, dachte sie.

Ich hatte mir gegen den Bär eigentlich keine große Chance ausgerechnet, er ist schließlich hier der Lokalmatador. Und nun habe ich in diesen Mädchen die besten Wahlhelfer bekommen, die man sich wünschen kann. Vielleicht gewinne ich tatsächlich. Aber egal, wie es ausgeht, für diese zwei alten Pferde werde ich etwas tun. Das bin ich ihnen und den Mädchen schuldig.

Das Wahlergebnis

Die Theobaldine ist Spitze, darüber waren sich die Mädchen einig.

Jetzt herrschte allgemeine Spannung, wer die Wahl gewinnen würde. Am Sonntag gingen die Lehrerinnen in den Ort und machten ihre Kreuzchen. Die Schülerinnen der Vierten waren es nicht mehr gewöhnt, einen ganzen Nachmittag lang nichts, absolut nichts Wichtiges zu tun zu haben. Es gab keine Geheimnistuerei, keine Aktion musste geplant und vorbereitet werden. Es gab nur den Kummer darüber, dass es ihnen trotz all ihrer Bemühungen nicht gelungen war, einen Platz für Max und Sternchen zu finden.

„Noch eine Woche“, sagte Marion. „Auch wenn unser Fröschl Bürgermeisterin wird und die Stadträte davon überzeugt, dass unser Ort ein Tierasyl braucht – herzaubern kann man so etwas nicht.“

„Klar“, sagte Hanni. „Aber vielleicht findet sie doch noch eine Lösung, jemanden, der die Pferde für kurze Zeit aufnimmt und nicht jahrelang Verantwortung und Kosten tragen muss. Sie kennt doch ganz andere Leute als wir.“

„Wie wär’s, wenn wir Max und Sternchen entführen würden?“, schlug Carlotta plötzlich vor. „Entweder bei Nacht – der Stall ist bestimmt nicht abgeschlossen. Oder auch bei Tag, wenn der Zierer mal nicht zu Hause ist. Wir legen ihm das Geld hin, schließlich sind wir keine Diebe, und verschwinden mit den Tieren im Wald.“

„Du spinnst! Was sollen die Pferde im Wald?“

„Natürlich sollen sie nicht für immer im Wald bleiben. Im Winter wäre es da viel zu kalt. Aber wir könnten sie vorläu-

fig verstecken, vielleicht in einer Heuhütte. Wir bringen ihnen jeden Tag Futter und fuhren sie spazieren, damit sie Bewegung haben. So lange, bis Frau Fröschl ...“

„Das ist Unsinn, das bringt nichts“, sagte Nanni.

Alle schüttelten den Kopf. Carlotta zuckte die Schultern. „Wie ihr wollt. Dann eben nicht.“

Nanni kaute an ihrer Unterlippe. „Es ist eine Schnapsidee. Aber vielleicht ... also, wenn es gar keinen anderen Ausweg gibt, dann würde ich am letzten Tag, bevor der Abdecker Max und Sternchen holt, mit dir gehen, Carlotta, und dir helfen. Aber erst dann, nicht vorher.“

Die anderen schwiegen. Nach einer Weile sagte Hanni zu ihrer Schwester: „Wenn du das ernst meinst, na schön, ich lass dich und Carlotta nicht allein.“

Es war ihnen allen nicht wohl in ihrer Haut. Mit trübsinnigen Gesichtern saßen sie herum. Nicht einmal Roy Bernhards Lieder munterten sie auf. Zum Schwimmen war es zu kühl. Als Marianne ein Handballspiel vorschlugt waren sie nicht nur einverstanden, sondern begeistert. In der letzten Zeit hatte sie es nicht leicht gehabt, willige Mannschaften zusammenzutrommeln. Heute fanden sie, es wäre besser, dem Ball nachzujagen und sich nur noch dafür zu interessieren, wer ihn ins Netz brachte, als über alte Pferde, junge Bürgermeisterinnen oder Abdecker zu brüten. Oder über das Problem, ob sie tatsächlich im Fall des Falles die Tiere entführen sollten.

Die Zwillinge waren in der Gewinnermannschaft. Jede schoss ein Tor. Anja fröstelte am Spielfeldrand, aber sie wollte dabei sein.

Rottstadt war eine kleine Stadt. Deshalb wurde über den Ausgang der Bürgermeisterwahl weder im Fernsehen noch

im Rundfunk berichtet. So mussten die Mädchen die Montagszeitung abwarten. Nanni wachte um halb sieben Uhr auf, eine halbe Stunde vor dem Wecken. Nicht, weil sie es sich vorgenommen hatte, sondern wegen dieses gemeinen Mistviehs von Mücke, dessen Stich am Knöchel juckte. Es regnete. Hanni und Anja schliefen. Nanni rieb den Stich mit Spucke ein. Es nützte nichts. Als sie gerade anfangen wollte sich zu ärgern, fiel ihr ein, dass Montag war und dass Herr Holzbauer immer gegen halb sieben die Zeitungen aus dem Briefkasten nahm und in die Halle legte.

Nanni sprang aus dem Bett und schickte der Mücke, die sie vorhin zum Teufel gewünscht hatte, einen freundlichen Gedanken.

Normalerweise lagen die Morgenzeitungen bis Mittag ungelesen auf dem Tischchen neben der Eingangstür. Heute würde das anders sein. Heute würden sich die Frühaufsteherinnen um die Exemplare reißen.

Nanni hoffte, sie würde die früheste Frühaufsteherin sein. Im Schlafanzug lief sie die Treppe hinunter. Die Zeitungen waren schon – und noch – da. Aber nur zwei. Die dritte hatte Beine bekommen – Hausmeisterbeine. Herr Holzbauer saß auf einem Stuhl und las. Außer seinen Cordhosen und den Schuhen sah man nichts von ihm vor lauter Zeitung. Auf der Titelseite stand in Großbuchstaben:

ROTTSTADT HAT EINE BÜRGERMEISTERIN!



„Mensch, ist das prima!“, jubelte Nanni. „Wir haben gewonnen!“ Herr Holzbauer schaute sie verwirrt an. Natürlich kannte er die Schülerinnen, und die Zwillinge sowieso, sie waren schließlich die einzigen doppelten Mädchen in Lindenhof. Aber im blauweiß geringelten Schlafanzug kannte er sie noch nicht.

„Darf ich eine Zeitung mitnehmen?“, fragte Nanni und hatte sie sich schon geschnappt. Sie wartete Herrn Holzbauers Antwort nicht ab, sondern lief sofort auf ihr Zimmer. „Aufwachen, ihr Schlafmäuse“, schrie Nanni. Dann fing sie an zu singen: „Wir haben das Fröschl in Rottstadt, wir haben ...“ Sie brach ab, weil ihr so schnell kein passender Reim einfiel.

Zu dritt hockten sie dann im Schneidersitz auf Anjas Bett und lasen. Zuerst allerdings schauten sie die Fotos an. Das größte zeigte die strahlende Frau Fröschl. Ein anderes, we-

sentlich kleineres, Herrn Dr. Bär, der sich verärgert den Bart kraulte.

Das dritte Bild war das interessanteste: Frau Theobald im Kreise ihrer Schülerinnen.

„Du siehst prima aus, Anja“, meinte Hanni.

„Die Theo grinst wie ein Honigkuchenpferd.“

„Wir anderen grinsen auch“, fand Nanni. „Aber es geht. Wir sehen gar nicht so übel aus. Bloß Elli ...“ Sie kicherte. Elli hatte, als der Reporter auf den Auslöser drückte, die Augen zugemacht.

„Man könnte meinen, sie schläft im Stehen“, spottete Hanni. „Die wird sich giften!“

„Soll sie“, sagte Nanni und zuckte die Achseln. „Die eitle Gans. Hauptsache, unser Fröschl ist Bürgermeisterin. Jippy jippy jey!“

Nun kam der Bericht dran.

Frau Fröschl hat mit knapper Mehrheit gewonnen. Vielleicht haben die Mädchen des Internats Lindenhof, die sich mit Witz und Begeisterung für ihre Wunschkandidatin eingesetzt haben, das Zünglein an der Waage gespielt. Bravo!

„Also“, meinte Hanni zufrieden, „jetzt wissen wir endlich, wie toll wir sind.“

Der Tempelgong riss sie aus ihrem frühmorgendlichen Glück. Sie hatten ihn schon Tempelgong getauft, bevor sie wussten, dass es tatsächlich einer war. Allerdings ein nachgemachter, den Frau Theobald im Kaufhaus erstanden hatte, weil sie die schrille elektrische Klingel genauso hasste wie ihre Schülerinnen.

Natürlich gab es beim Frühstück einen Wirbel. Die Neu-

igkeit musste lautstark besprochen werden. Die Lehrerinnen drückten beide Augen – besser gesagt beide Ohren – zu.

Alle freuten sich. Nur Elli war wütend. Ein einziges Mal war ihr Bild in der Zeitung! Sie stand ganz vorne neben der Direktorin. Hätte sie sich doch nicht vorgedrängelt! Sie sah einfach blöd aus mit den zusammengezwickten Augen. Warum musste der Fotograf gerade in diesem Moment knipsen! Und sie hatte sich schon so darauf gefreut, ihren Eltern und den Freundinnen zu Hause die Zeitung zu schicken. Am liebsten hätte sie geheult. Sie biss die Zähne zusammen.

„Mach dir nichts draus, Elli“, sagte Carlotta, die manchmal ganz schön biestig sein konnte, „deine Frisur kommt gut raus. Da ist das Gesicht nicht so wichtig.“

Alle lachten. Elli sprang auf und verschwand. Im Klo war sie wenigstens vor weiterem Spott sicher. Und weinen konnte sie da auch in aller Ruhe.

Ein Verbündeter mehr

Wieder einmal so ein herrlicher Tag, an dem man davon aufwacht, dass der Regen an die Fensterscheiben trommelt. Es pladderte und rauschte pausenlos bis in den Nachmittag hinein.

„Gehen wir zu Max und Sternchen?“, fragte Hanni. „Ich habe Karotten und zwei Äpfel.“

Nanni hatte nicht viel Lust. Sie las ein spannendes Buch. Draußen war es nasskalt. „Die Pferde werden im Stall sein“, meinte sie.

„Wahrscheinlich. Dann bitten wir den Zierer eben, dass er uns kurz zu ihnen lässt.“

Nanni gab sich einen Ruck. Die Tiere waren wichtiger als ihre Trägheit und das schlechte Wetter. Ein paar Minuten später waren die Mädchen unterwegs. Marion sah sie vom Fenster ihres Zimmers aus. Zwei kleine Gestalten in roten Anoraks, die sich gegen den Regen stemmten und die Köpfe einzogen.

Bestimmt besuchen sie Max und Sternchen, dachte sie. Schade, dass sie nichts davon gesagt hatten. Sie wäre gerne mitgekommen. Warum sollte sie den Zwillingen eigentlich nicht nachlaufen? Es war zwar nicht der ideale Tag für einen Spaziergang, aber sie hatte nichts gegen Regen. Früher war sie oft im Regen mit Catalina ausgeritten ...

Marion schlüpfte in ihre blaue Jacke, stülpte einen alten Filzhut auf den Kopf und rannte in die Richtung, in die Hanni und Nanni verschwunden waren. An der Koppel traf sie mit den Zwillingen zusammen.

„Prima, dass du auch gekommen bist“, freute sich Nanni.

Die Pferde waren nicht im Stall. Sie standen eng aneinander geschmiegt unter einem dicht belaubten Baum, beinahe im Trockenen, und schmusten miteinander. Es war ein schönes Bild. Zwei Pferde, die Freunde waren oder eher ein altes Liebespärchen. Ein glückliches Bild für jeden, der nicht wusste, was die Mädchen wussten.

Hanni zog die Nase hoch.

„Tja ...“, murmelte sie.

„Eben.“

„So ein Mist.“

Nanni dachte an Carlottas Vorschlag, Max und Sternchen zu entführen. Heute wäre es nicht schwierig gewesen. Herrn Zierers Wagen stand nicht in der Auffahrt, um das Haus war es still, offensichtlich war er nicht daheim.

Wir dürfen es nicht tun, sagte sich Nanni. Aber vielleicht tun wir es doch. In der allerletzten Nacht, wenn wir wissen, dass es wirklich keine andere Möglichkeit gibt, den armen Tieren zu helfen. Noch bleiben uns ein paar Tage. Wenn uns nur etwas einfallen würde!

Nachdem die Pferde die Leckerbissen verspeist hatten, gingen die Mädchen nach Lindenhof zurück. Jetzt peitschte ihnen der Regen direkt ins Gesicht. Es war ziemlich ungemütlich.

„Wenigstens hat der Zierer die Stalltür offen gelassen“, meinte Marion. „Max und Sternchen können rein, wenn es ihnen draußen zu nass wird.“

Kurz vor Lindenhof kam ihnen ein Mann entgegen, der die Mütze tief ins Gesicht gezogen hatte. Erst als er vor ihnen stand, erkannten die Mädchen den Hausmeister.

„Was macht denn ihr hier bei diesem Sauwetter?“, wunderte sich Herr Holzbauer.

„Wir haben Max und Sternchen besucht, die Pferde vom Zierer-Bauern, die er zum Abdecker geben will, jetzt, wo er auszieht“, erklärte Hanni.

„Zum Abdecker? Wieso? Das sind doch schöne, gesunde Tiere, ich kenne die beiden. Alt sind sie natürlich. Aber sie könnten noch gut ein paar Jahre leben.“

Die Mädchen erzählten ihm die ganze Geschichte. Der Regen tropfte ihnen in den Kragen, ab und zu pfiff ihnen eine Windbö um die Nase. Sie kümmerten sich nicht darum. Sie standen da wie festgewurzelt und redeten. Über alles. Auch darüber, dass sie genug Geld gesammelt hatten um die Pferde zu kaufen. Und über Frau Fröschl, die versprochen hatte sich der Tiere anzunehmen. Aber sie war erst seit Sonntagabend Bürgermeisterin von Rottstadt.

„Hm“, machte Herr Holzbauer und kaute am Stiel seiner Pfeife. Er war ein schweigsamer Mann.

„Mögen Sie überhaupt Pferde?“, erkundigte sich Nanni.

„Ich? Ob ich Pferde mag?“ Er lachte. „Ob ich Pferde mag, fragst du mich. Nun ja, ihr Mädchen wißt nicht viel von mir, ich weiß ja auch wenig von euch. Ich habe fast mein ganzes Leben mit Pferden verbracht. Mit fünfzehn habe ich als Pferdebursch auf einem Gestüt angefangen. Später war ich bei einem Rennreiter, einem sehr bekannten Mann. Ich habe sein Pferd gepflegt. Seine Stute Miriam. Sie war schön, wunderschön. Und klug. Er hat mit ihr viele Turniere gewonnen. Wir sind zusammen durch ganz Europa gereist, Miriam, er und ich, von einer Meisterschaft zur anderen. Es war eine großartige Zeit, obwohl meine Frau immer geschimpft hat, ich wäre zu selten zu Hause. Da hatte sie natürlich Recht. Dann verunglückten Miriam und mein Chef bei einem Turnier. Es war ein Regentag wie heute. Er wollte nicht

starten, weil er wusste, wie gefährlich es war. Aber die Offiziellen redeten so lange auf ihn ein, bis er es doch tat. Miriam war so schwer verletzt, dass man sie erschießen musste. Mein Chef kam ins Krankenhaus und es dauerte Monate, bis er wieder gehen konnte. Mit dem Reiten war es vorbei. Lange Zeit wollte er kein Pferd mehr sehen. Heute ist er Verwalter auf einem großen Gestüt. Der beste, den man sich vorstellen kann. Er hat keines der Pferde jemals geritten, aber er kennt jedes einzelne genau. Er liebt Tiere und hat seine Freude an ihnen.“

„Er ist sicher sehr unglücklich“, sagte Marion. Ihre Stimme war kratzig.

„Ich glaube nicht“, meinte Herr Holzbauer. „Ich habe ihn mehrere Male besucht. Natürlich wäre er glücklicher, wenn er reiten könnte. Keine Turniere, nur so. Aber es macht ihn glücklich, die Pferde um sich zu haben, für sie zu sorgen, mit ihnen zu leben.“

Marion schwieg. Darüber wollte sie nachdenken, nahm sie sich vor.

„Warum sind Sie dann eigentlich nach Lindenhof gekommen? Bei uns gibt es keine Pferde.“

Hanni wusste, dass es unhöflich war, so direkt zu fragen, doch die Neugierde war stärker als die Höflichkeit.

„Wegen meiner Frau. Als Miriam tot war und mein Chef im Krankenhaus, hatte ich keinen Job mehr. Natürlich hätte ich zu einem anderen Turnierreiter gehen können, es gab da ein paar Angebote. Aber dann wäre die Rosa wieder das halbe Jahr allein gewesen. Als Hausmeister in Lindenhof konnten wir zusammen sein. Sie war sehr glücklich hier. Zwei Jahre später ist sie gestorben. Ihr habt sie nicht mehr gekannt.“

Die Mädchen wollten sagen, dass ihnen das Leid täte. Es war schwierig, sie drucksten ein bisschen herum. Herr Holzbauer winkte ab. Über den Tod seiner Frau wollte er nicht mit ihnen sprechen.

Der Regen wurde schwächer, der Wind ließ nach. Im Wäldchen hing schon die Dämmerung.

„Ja, die Pferde vom Zierer-Bauern“, sagte Herr Holzbauer. „Es ist eine Schande. Aber natürlich kann ihn keiner zwingen die Tiere zu behalten. Mein Gott, wenn ich denke, wie groß der Park von Lindenhof ist. So viele schöne Wiesen. Wenn auf diesen Wiesen zwei glückliche Pferde grasen würden, wären sie noch schöner. Die Tiere würden niemanden stören.“ Er kaute noch immer an seiner kalten Pfeife und machte keine Anstalten sie wieder anzuzünden ...

Die Mädchen starrten ihn an. Das war ja von Anfang an ihr Traum gewesen.

„Wir haben Frau Theobald gefragt, ob sie Max und Sternchen nehmen würde“, sagte Hanni. „Sie hat es abgelehnt. Sonst hätten wir doch den ganzen Zirkus im Städtchen nicht veranstaltet. Obwohl ... es war lustig.“

Herr Holzbauer schaute in den rieselnden Regen. Er war genauso patschnass wie die Mädchen und kümmerte sich ebenso wenig darum wie sie.

„Ich weiß, dass Frau Theobald keine Tiere in Lindenhof haben will. Aber ihr dürft nicht glauben, dass sie eine Tierfeindin ist. Sie hat ein bisschen Angst vor Tieren. Oder eher eine Scheu davor, sich mit ihnen einzulassen. Wahrscheinlich hat sie nie gelernt Tiere zu lieben. Wir kennen sie nur als Schulleiterin, wir wissen nichts von ihrem früheren Leben. Vielleicht hatte sie als Kind einmal ein schlimmes Erlebnis mit einem Tier. Vielleicht haben ihre Eltern Tiere

gefürchtet oder sogar gehasst. Wir wissen es nicht. Ich kann Max und Sternchen nicht helfen. Leider. Aber ihr könntet versuchen, wenn ihr den Mut habt ...“

Nanni unterbrach ihn: „Für Max und Sternchen haben wir jede Menge Mut!“



Der Hausmeister lächelte in seinen Schnauzbart. „Sooo aufregend ist mein Vorschlag nun auch wieder nicht“, meinte er. „Ich dachte, ihr solltet Frau Theobald noch einmal fragen. Und bitten. Ich hoffe, sie ist bereit euch zuzuhören, wenn ihr alles erklärt.“

„Wir haben ihr schon damals alles erklärt“, sagte Marion enttäuscht.

„Ihr könnt ihr auch von mir etwas ausrichten“, fuhr Herr Holzbauer fort. „Ich würde mich gern in meiner Freizeit um die Pferde kümmern. Das hat nichts mit meiner Tätigkeit als Hausmeister zu tun. Es wäre kein Problem, ein

Stück Wiese als Weide einzuzäunen. Als Stall könnte man den unbenutzten Schuppen hinter dem Haus herrichten. Das Futter kostet praktisch nichts. Gras und Heu für den Winter haben wir mehr als genug. Mag sein, es fallen hin und wieder Kosten für den Tierarzt an ...“

Er konnte nicht weitersprechen. Hanni war die Erste, die ihm um den Hals fiel. Dann folgten die beiden anderen. Herr Holzbauer wurde von nassen Anoraks, die sich an ihn drängten, beinahe erdrückt.

„Sie sind ein Engel!“, rief Nanni.

„Wir helfen Ihnen natürlich, wenn die Theobaldine Ja sagt. Beim Füttern und Tränken und Striegeln“, meinte Marion.

„Wenn Sie uns beibringen, was wir tun müssen, helfen wir auch beim Zaun und dabei, dass aus dem Schuppen ein Stall wird.“ Das war Hanni. „Nicht nur wir drei. Da machen alle aus der Vierten mit und sicher noch ein paar aus den anderen Klassen.“

„Gut“, sagte der Hausmeister. „Das ist richtig und wichtig. Vergesst nicht es Frau Theobald zu sagen. Ihr habt nur eine Chance, wenn sie begreift, wie ernst es euch ist.“

„Wir gehen sofort zu ihr“, erklärte Marion. „Vielen Dank, Herr Holzbauer. Bis morgen.“

Im Gehen drehte sich Nanni noch einmal um. „Tut mir Leid, dass wir Sie so lange im Regen aufgehalten haben und dass Ihre Pfeife nass geworden ist. Wahrscheinlich schaffen Sie es gar nicht mehr sie anzuzünden.“

Er lachte. „Keine Sorge, Hanni oder Nanni – ich werde nie lernen euch auseinander zu halten. Ich habe mir vor zwei Jahren das Rauchen abgewöhnt. Aber ich sehe nicht ein, warum ich mir auch die Pfeife abgewöhnen soll. Sie ist leer.

Der schadet kein Wolkenbruch.“

Die Mädchen rannten nach Hause, die Zwillinge voran, Marion hinterher. Sie hörte nicht, wie Nanni ihrer Schwester zuflüsterte: „Bremsen, Mause Schwänzchen! Marion kommt nicht mit.“

Gemeinsam stiegen sie die Freitreppe von Lindenhof hinauf. In der Halle begegnete ihnen Mamsell.

„Oh, was seid ihr nass, mes enfants!“, rief sie. „Zieht euch schnell trockene Sachen an.“

„Das tun wir sofort.“ Nanni strahlte sie an. Sie war plötzlich voll neuer Hoffnung und richtig übermütig. „Eine Frage, Mamsell, mögen Sie Pferde?“

„Pferde, ma petite? Pferde sind wunderschöne Tiere. O ja, ich mag Pferde. Aber ich habe auch Angst vor ihnen. Sie sind so groß. Am liebsten mag ich Pferde im Fernsehen. Erinnert ihr euch an diesen herrlichen Film letzte Woche? Warum fragt ihr mich eigentlich danach? Wir haben doch keine hier.“

„Noch nicht“, sagte Nanni. Sie sagte es vorsichtshalber sehr leise und Mamsell war schwerhörig.

Das entscheidende Gespräch

Marion und die Zwillinge zogen sich nicht nur trockene Sachen an, sondern machten sich auch ein bisschen fein. Hanni und Nanni wählten ihre Schottenröcke, Marion einen blauen Faltenrock. Sie wussten, dass Frau Theobald das liebte, was sie altmodisch „adrette“ junge Mädchen nannte. Das Wort klang komisch und wie aus längst vergangenen Zeiten. Dabei bedeutete es nur, dass sie gepflegte, nett angezogene Mädchen mochte, die nicht schlampig waren und auch nicht aufgedonnert wie ein Popstar.

„Sehen wir ordentlich genug aus?“, fragte Nanni, nachdem sie sich die Haare gebürstet hatte.

„Sehr adrett“, antwortete die Schwester mit einem breiten Grinsen. Alle drei waren nach dem Gespräch mit dem Hausmeister in Hochstimmung. Als sie den Korridor zu Frau Theobalds Büro entlanggingen, begriffen sie, dass sie nicht den geringsten Anlass dazu hatten. Herr Holzbauer hatte zwar seine Hilfe und seine Arbeitskraft angeboten, aber die Entscheidung lag nach wie vor bei Frau Theobald. Sie allein war die Chefin.

„Die Chefin“ trank Tee und war guter Laune. Die monatliche Abrechnung aller Kosten des Internats bedeutete jedes Mal eine Menge Arbeit. Vor einer halben Stunde war sie damit fertig geworden. Der richtige Moment für eine Tasse Vanilletee. Das zarte, süße Aroma erfüllte den Raum.

„Was für Probleme habt ihr?“, fragte die Direktorin freundlich. „Mir ist nicht bekannt, dass ihr in den letzten Tagen etwas angestellt hättet. Dass die Wahlhilfe für Frau Fröschl zu einem großen Teil auf euer Konto geht, Hanni

und Nanni, das weiß ich. Ich habe vergeben und vergessen, dass ihr mich nicht um Erlaubnis gebeten hattet. Es war schließlich kein dummer Streich, sondern ein vernünftiges Engagement. Also, worum handelt es sich heute?“

„Um die Pferde“, platzte Marion heraus.

„Ach ja, die Pferde ...“ Frau Theobald nickte. Die Mädchen hatten sie schon vor ein paar Wochen darum gebeten, die beiden alten Pferde des Zierer-Bauern in Lindenhof aufzunehmen. Natürlich hatte sie das abgelehnt. Obwohl es ihr um die Tiere, die unnötig geschlachtet werden sollten, Leid tat.

Die drei Mädchen überschütteten sie mit einem Wortschwall. Frau Theobald verstand nur die Hälfte davon. Sie schaute auf die Uhr. Zeit genug bis zum Abendessen.

„Setzt euch und trinkt eine Tasse Tee mit mir“, sagte sie. „Und dann erzählt ihr mir das Ganze noch mal in aller Ruhe.“

Während die Zwillinge und Marion redeten, jetzt aber schön nacheinander, hörte die Direktorin zu. Doch gleichzeitig glitten ihre Gedanken ein wenig ab. Sie erinnerte sich an den Unfall, damals, als sie ein Kind von sieben Jahren gewesen war. Der Hund hatte ihren kleinen Bruder gebissen. Sie sah das Blut, hörte ihn schreien, sie schrie selbst um Hilfe, aber sie wagte nicht sich dem Hund entgegenzuwerfen. Sie hatte viele Jahre darunter gelitten, dass sie nicht mutig gewesen war.

Die Verletzungen des Buben heilten schnell, ihr Kummer nicht. Seit diesem schrecklichen Tag hatte sie Angst vor Hunden und vor allen großen Tieren. Später verlor sie die Angst. Aber sie hielt sich von Tieren fern. Daran dachte sie jetzt. Sie dachte auch an Marion, die ihr mit glühenden

Wangen schilderte, wie einfach es wäre, Max und Sternchen in Lindenhof unterzubringen. Herr Holzbauer wollte sozusagen die Oberleitung übernehmen.

„Er würde es in seiner Freizeit tun“, betonte Marion. „Weil es ihm Freude macht, sich wieder um Pferde zu kümmern. Das sollen wir Ihnen ausrichten. Sie wissen sicher, dass er früher auf einem Gestüt und bei einem Turnierreiter gearbeitet hat.“ Frau Theobald nickte. Natürlich wusste sie das.

„Es würde bestimmt klappen“, fuhr Marion fort.

„Ich verstehe auch ein bisschen was von Pferden. Die anderen würden helfen.“

„Das ist ja wohl klar“, unterbrach Nanni sie. „Wir werden lernen die Tiere zu versorgen. Marion organisiert alles. Sie stellt einen Plan auf, wer wann füttert oder striegelt und so weiter. Wir haben bei unseren Eltern genug Geld erbettelt, dass Sie Max und Sternchen kaufen könnten.“

Von den Spenden der Bürger von Rottstadt sagte sie nichts. Diese Aktion war glücklicherweise dem scharfen Auge der Direktorin entgangen. Man musste sie nicht unbedingt darauf stoßen.

„Bitte, Frau Theobald!“, sagte Marion.

„Bitte, Frau Theobald!“, bettelte Hanni.

„Bitte, Frau Theobald, sagen Sie Ja! Der Abdecker holt sonst Max und Sternchen am Freitag“, flehte Nanni sie an.

Drei Augenpaare bohrten sich in Frau Theobalds Augen, als wollten sie die Schulleiterin hypnotisieren.

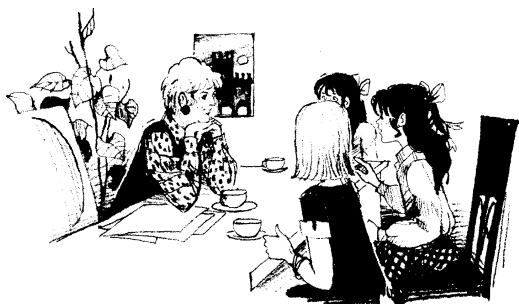
Frau Theobald wusste, dass die Argumente der Mädchen gut waren. Zwei Pferde würden das Leben auf Lindenhof nicht stören. Sie wusste auch, dass sie Herrn Holzbauers Angebot bedenkenlos annehmen konnte. Er würde genauso

glücklich sein wie die Mädchen. Sie schaute Marion an. Verblüffend, wie dieses Mädchen sich in wenigen Wochen verändert hatte. Sie war nach Lindenhof gekommen, weil sie glaubte kein Pferd in ihrer Nähe ertragen zu können. Und nun hatte das Mitleid für zwei alte Pferde ihr geholfen ihren persönlichen Kummer zu überwinden.

Schweigen im Direktionsbüro. Der kalte Vanilletee duftete noch immer. Eine Wespe, die sich verflogen hatte, kreiste um die Zuckerdose. Die Uhr tickte.

„Ihr habt mich überzeugt“, sagte Frau Theobald. „Wir werden Max und Sternchen kaufen. Ihr habt bewiesen, dass eure Tierliebe nicht nur aus Worten besteht. Ihr habt euch ernsthaft dafür eingesetzt, diese Pferde zu retten. Wenn auch manchmal mit Mitteln, die nicht ganz nach meinem Geschmack waren.“ Jetzt lächelte sie.

Die Mädchen packen zu



Plötzlich gab es keine Probleme mehr. Frau Theobald kaufte dem Zierer-Bauern Max und Sternchen ab, mit dem Geld der Mädchen, das Petra in ihrem Sparschwein verwahrt hatte. Sie vereinbarte mit Herrn Zierer, dass die Pferde noch eine Woche in seinem Stall, auf seiner Koppel bleiben durften. Er selbst zog zwar schon vorher aus, aber das Haus würde erst viel später abgerissen werden. Die Lindenhofer Schülerinnen würden den Tieren jeden Tag Futter und Wasser bringen.

„Viele von euch“, sagte Frau Theobald in der kleinen Rede, die sie an diesem Abend hielt, „haben einen Teil ihres Taschengeldes geopfert um Max und Sternchen zu retten. Und eure Eltern haben großzügig dazu beigetragen die Summe aufzustocken. Deshalb gehören die Pferde nicht der Schule, sondern euch, den Schülerinnen.“

Selbstverständlich nicht nur denen, die Geld gespendet haben, sondern allen gemeinsam. Ihr seid auch alle gemein-

sam für das Wohl der Tiere verantwortlich. Ich habe mich damit einverstanden erklärt, Max und Sternchen in Lindenhof aufzunehmen, weil ich eure Tierliebe achte. Ihr wisst alle, dass ihr hier seid um eine gute Ausbildung zu bekommen. Ihr wisst aber auch, dass es mein wichtigstes Ziel ist, euch zu anständigen, ehrlichen und verantwortungsbewussten Menschen zu erziehen – zu Menschen eben, die diese Bezeichnung verdienen. Deshalb: Enttäuscht mich bitte nicht! Ich möchte nicht erleben, dass es Streit darum gibt, wer sich wann um die Pferde kümmern muss, oder dass sich Einzelne vor dieser Arbeit drücken.“

Sie erntete einen so rauschenden Beifall, wie ihn sich viele große Stars nur erträumen.

Am nächsten Tag fuhren ein paar Mädchen mit Herrn Holzbauer ins Städtchen um Baumaterial zu kaufen. Die Zwillinge waren dabei, Marion auch. Anja winkte ihnen vom Balkon aus nach, als sie in den Kleinbus stiegen. Sie war ein bisschen traurig. Nicht so sehr, weil sie bei dieser Fahrt nicht dabei sein konnte, im Wagen war sowieso nicht Platz für alle, die gerne mitgekommen wären. Sondern weil sie wusste, dass sie auch in Zukunft von fast allem, was die Pferde betraf, ausgeschlossen sein würde. Mit ihrem lahmen Bein konnte sie keinen Koppelzaun setzen, keine Ziegel für den Umbau des Schuppens schleppen, keine Stallwand tünchen. Natürlich würde sie darauf bestehen Max und Sternchen gelegentlich zu füttern und vielleicht auch zu striegeln. Kurze Wege konnte sie ja gehen, wenn sie sich anstrengte. Sie nahm ihren Block und fing an, die Pferde zu zeichnen. Sie gelangen ihr nicht schlecht, aber sie war nicht zufrieden. Doch der Kummer war vorbei. Sie würde so lange üben, bis die Bilder gut waren. Sie würde es schaffen. Ganz bestimmt.

Ihre Augen glänzten, als sie das erste Blatt wegwarf und neu begann. Das schönste Bild wollte sie Frau Theobald schenken. Das zweite dem Hausmeister. Und die anderen den Freundinnen.

Anja zeichnete. Nicht die Pferde, denn die waren noch nicht vorhanden. Sie porträtierte ihre Freundinnen. Nanni, weiß beschmiert wie ein Clown, mit dem Malerpinsel. Carlotta, gebückt wie ein altes Mütterchen unter einer Last von Zaunlatten. Bobby, die sich rettungslos in einer Spule Zaundraht verheddert hatte, Elli im Sessel, die ihre große Zehe pflegte und den anderen gute Ratschläge gab.

Am Donnerstag rief Frau Fröschl an. Natürlich nicht die Mädchen, sondern Frau Theobald. Zuerst tauschten die beiden die üblichen Höflichkeiten aus. Dann sagte Frau Fröschl: „Ihren Schülerinnen, vor allem den Mädchen aus der vierten Klasse, liegt das Schicksal dieser beiden alten Pferde – wie heißen sie noch? – so sehr am Herzen. Ich habe ihnen versprochen mich für die Tiere einzusetzen, einen Platz für sie zu finden, damit sie nicht sterben müssen. Es war nicht ganz einfach, deshalb rufe ich erst heute an. Ich weiß, dass der Abdecker morgen die Tiere holen soll. Bitte versorgen Sie sie drei oder vier Tage in Lindenhof. Ich habe heute bei der ersten Sitzung neben anderen Anträgen auch den Plan für ein Tierasyl eingereicht und die Zustimmung des Stadtrates erhalten. Dieses Tierasyl kostet viel Geld, und natürlich wird es mindestens ein Jahr dauern, bis es einsatzbereit ist. Ich habe eine Zwischenlösung gefunden. Zufällig kenne ich einen Bauern, der mit seiner Frau nicht weit von Rottstadt entfernt seinen Hof bewirtschaftet. Die beiden Leute sind zu alt um die Arbeit noch so zu schaffen, dass sich der Betrieb rentiert. Aber sie wollen ihn auch nicht ver-

kaufen und in ein Altersheim ziehen. Dafür sind sie zu jung und sie hängen an ihrem Hof. Ich habe ihnen den Vorschlag gemacht, alte oder ausgesetzte Tiere aufzunehmen und zu versorgen. Die Stadt würde die Umbaukosten für die Ställe tragen und einen Beitrag für die Tiere zahlen, sodass die Meinerts leben können und ihre Landwirtschaft nur noch für ihren privaten Bedarf weiterbetreiben, soweit sie können und mögen. Ich bin sehr froh, dass alles so schnell geklappt hat, aber diese paar Tage ...“

„Ich möchte Ihnen danken“, sagte Frau Theobald, „auch oder vor allem im Namen meiner Mädchen. Und machen Sie sich bitte wegen der Zeit keine Sorgen. Meine Schülerinnen haben mich davon überzeugt, dass wir die Pferde – sie heißen Max und Sternchen – in Lindenhof aufnehmen müssen. Zuerst war ich dagegen ... Aber heute glaube ich, meine Entscheidung war richtig.“



Durchs Fenster sah sie, wie Hanni und Nanni gemeinsam mit einem viel zu großen Hammer einen Pflock in den Grasboden trieben. Jenny schleppte zwei Eimer mit irgen-

detwas, die schwer zu sein schienen, aber sie lachte dabei. Herr Holzbauer und Marion beugten sich über einen Plan und diskutierten angeregt.

„So ist es natürlich viel besser“, meinte Frau Fröschl. „Die Mädchen werden ihre Freude an den Pferden haben. Dann noch etwas: Am nächsten Samstag möchte ich meine Wahlhelfer zu einer Art Dankeschön-Party einladen. Ihre Schülerinnen wissen es vielleicht nicht, aber Sie, Frau Direktor, und ich, wir wissen es. Der originelle und so persönliche Einsatz der Mädchen hat mir den kleinen Vorsprung an Stimmen verschafft, den ich brauchte um die Wahl zu gewinnen. Deshalb würde ich mich freuen, wenn Sie der vierten Klasse erlauben würden mich zu besuchen.“ Frau Theobald erklärte, das täte sie mit Vergnügen. Nur als die Bürgermeisterin auch sie einlud, lehnte sie dankend ab. Schließlich hatte die „Wahlhilfe“ ohne ihre Erlaubnis stattgefunden.

Die Party

Am Samstagnachmittag fuhr Herr Holzbauer die Mädchen in die Stadt. Alle hatten sich hübsch gemacht, einige verpfaltete Finger störten kaum. Elli hatte am Freitag, als es noch Arbeit gab, wegen ihrer verletzten Zehe nicht gehen können. Heute war sie gesund. Sie hatte viel Zeit auf ihre Frisur verwandt. Der am Hinterkopf hochgeschneckelte Zopf stand ihr wirklich sehr gut.

Die Party fand in Frau Fröschls Garten statt. Sie schien mit dem lieben Gott, Herrn Petrus oder sonstigen himmlischen Persönlichkeiten im Bund zu sein. Immer, wenn sie etwas vorhatte, schien die Sonne.

Die Mädchen entdeckten, dass es einen ausgesprochen netten Herrn Fröschl gab. Die erwachsenen Wahlhelfer benahmen sich anständig und behandelten die Mädchen wie ihresgleichen, ohne die übliche Arroganz der Älteren. Kaffee, Limonade und Kuchenberge warteten auf dem Büffet. Herr Fröschl öffnete Sektflaschen und schenkte ein, damit alle auf den Sieg seiner Frau anstoßen konnten.

Dann waren alle Gläser voll. Frau Fröschl sagte ein paar Worte, lieb und herzlich und keineswegs besonders feierlich, denn das lag ihr nicht. Trotzdem kam einen Augenblick lang so etwas wie eine feierliche Stimmung auf, als alle Frau Fröschl umdrängten, weil jeder mit ihr anstoßen wollte.

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen. Fröschl junior, den man mit seinem Schwesterchen ins Kinderzimmer verbannt hatte, erschien auf der Bildfläche.

„Mami“, trompetete er, „Mami, du musst sofort kommen. Die Lil hat die Hosen voll gemacht. Das ganze Zimmer

stinkt.“

Aus der Feierlichkeit wurde lautes Gelächter. Ein Wahlhelfer ließ sein Glas fallen. Herr Fröschl tröstete ihn: „Mach dir nichts draus, die Gläser haben wir gestern im Supermarkt gekauft, zu einem Spottpreis!“

Frau Fröschl verschwand mit ihrem Sohn.

Hanni und Nanni stellten fast gleichzeitig ihre Gläser auf das Gartenmäuerchen.

„Du hast Recht“, sagte Hanni, obwohl ihre Schwester keinen Ton von sich gegeben hatte. „Wir sollten ihr helfen. Zu dritt geht es schneller als allein. Dann kann sie bald wieder mitfeiern.“

Lil wurde gewaschen und frisch verpackt. Als sie sauber und vergnügt in ihrem Bett lag, kehrten Frau Fröschl und die Zwillinge zur Gesellschaft zurück. Die anderen waren bereits beim Kuchen angelangt. Frau Fröschl bekam von ihrem Mann das letzte Glas Sekt. „Also dann“, sagte sie. „Lils Durchfall hat mich daran gehindert, doch noch so etwas wie eine Rede zu halten. Gott sei Dank. Deshalb nur eines: Danke euch allen!“

Es war ein schönes Fest. Als Herr Holzbauer die Mädchen abholte, war gerade Abendbrotzeit. Was dann geschah, war einmalig in der Geschichte Lindenhofs. Die gesamte vierte Klasse verweigerte das Essen. Die Hausmutter beschloss, am nächsten Tag aus den Koteletts Hackfleisch zu machen. Nicht einmal der Nachtisch konnte die Partygäste reizen. Auch bei Frau Fröschl hatte es Blaubeerkuchen gegeben.

Ein unvergesslicher Abend

Es war Sonntag. Max und Sternchen sollten endlich in Lindenhof Einzug halten. Frau Theobald hatte selbst vorgeschlagen ein Fest zu veranstalten. Ganz Lindenhof wanderte zur Zierer-Koppel um die beiden Pferde abzuholen. Das Schulorchester spielte so gut wie möglich. Natürlich hatten sie das Klavier zu Hause lassen müssen und auch die Geigerinnen trafen manchmal nicht den richtigen Ton, wenn sie über einen Stein stolperten. Niemand außer Frau Christensen störte sich daran. Die Mädchen der Vierten trugen ihre Westernkleider. Die Sonne schien schon wieder, als würde sie dafür bezahlt.

Die Pferde bekamen Blumenkränze aus Herrn Holzbauers Astenbeet umgehängt. Die Schleifen ersparte man ihnen diesmal.

Auf dem Heimweg sangen alle – wieder einmal – *My Bonny*. Diesmal mit einem neuen Refrain. *Bring back, bring back, oh bring Max und Sternchen to Lindenhof*. Die Pferde nahmen die neue Koppel in Besitz, als wüssten sie, dass dies nun ihr Zuhause sein würde. Zuerst beschnupperten sie die Zäune, die nach frischer Farbe rochen, dann beschäftigten sie sich mit dem Gras. Es schien ihnen zu schmecken.

„Sie fühlen sich wohl“, stellte Marion fest.

„Dann können wir ja beruhigt essen gehen“, sagte Anne und niemand widersprach.

Nachher sangen sie Roy Bernhards Lieder und tanzten Squaredance auf der Wiese neben der Koppel. Max und Sternchen schauten ihnen zu.

Aus dem vergnügten Nachmittag wurde ein fröhlicher

Abend. Irgendwann fragte Hanni Mamsell: „Sie haben doch neulich gesagt, Sie mögen Pferde. Wollen Sie die beiden nicht mal streicheln?“

Mamsell schüttelte den Kopf. „Nein. Das möchte ich nicht. Sie sind so groß. Vielleicht später einmal. Nächste Woche. Erinnert mich daran.“

Anja war den Weg zur Koppel zu Fuß gegangen. Es war nicht ganz einfach gewesen, aber sie hatte es geschafft. Jetzt saß sie im Gras und zeichnete Max und Sternchen. Sie hatte das Gefühl, es würde ein gutes Bild werden. Nicht einmal die Musik aus dem Aufenthaltsraum konnte sie ins Haus zurückholen.

Marion hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Im allgemeinen Trubel hatte es niemand bemerkt. Sie stand auf ihrem Balkon und blickte in den Park hinaus. Die Pferde grasten ruhig nebeneinander. Sie waren nur noch Schatten in der Dämmerung. Der Vollmond schwebte am Himmel, als hätte man ihn an einem Faden dort aufgehängt. Marion dachte an ihre Stute Catalina. Und daran, dass sie nie mehr reiten würde. Es tat weh. Wie immer. Das würde sich wohl auch nicht ändern. Aber gleichzeitig spürte sie auch, dass sie froh war und sich glücklich fühlte. Verrückt, dachte sie. Oder doch nicht verrückt? Gute Nacht, Max, gute Nacht, Sternchen, schlaft schön. Hier seid ihr sicher.

Die Zwillinge gehörten zu den Letzten, die an diesem Abend ins Bett gingen. Anja schlief schon, als sie ins Zimmer kamen. Hanni und Nanni waren noch nicht müde. Sie holten sich leise ihre Strickjacken aus dem Schrank und setzten sich auf den Balkon.

Sie redeten nicht viel miteinander. Sie schauten zu den Sternen und atmeten den herben Herbstgeruch ein, der aus

den Wiesen hochstieg. Dann sahen sie Frau Theobald. Sie ging auf die Koppel zu. Max und Sternchen standen in der Nähe des Zaunes und liebkosten sich. Frau Theobald rief sie. Die Pferde kamen zu ihr. Sie gab ihnen etwas auf der flachen Hand, vielleicht ein paar Gelberüben. Dann streichelte sie zögernd, sehr vorsichtig die weichen Nüstern.

„Du“, sagte Nanni, „das finde ich toll.“

„Ich auch.“

Als Frau Theobald gegangen war, holte Hanni die beiden letzten Karamellbonbons aus der Dose. Diejenigen, die, wie jeder Zahnarzt behauptete, Karies verursachten. Ob das stimmte, bezweifelte Hanni, zumindest war es ihr egal. Aber dass ihnen die Zähne zusammenkleben würden, das wusste sie aus Erfahrung.

Sie lutschten und sahen, wie Max und Sternchen in den neuen Stall gingen. Der Mond verschwand hinter einer Wolke.

„Sie werden noch viele Jahre leben“, sagte Hanni mit klebrigen Zähnen.



Enid Blyton

HANNI UND NANNI
retten die Pferde

Hanni und Nanni sind nicht nur zu Streichen aufgelegt. Sie sind auch bereit, sich mit Herz und Köpfchen für eine gute Sache einzusetzen. Die beiden Mädchen sind fest entschlossen, zwei ausgediente Pferde vor dem Schlachter zu retten. Sie wollen allen beweisen, dass Tierliebe nicht nur ein Wort ist.

„Hanni und Nanni“ ist eine der erfolgreichsten Mädchenbuch-Serien aller Zeiten. Enid Blyton hat es verstanden, mit den Abenteuern und Streichen der lustigen Zwillinge Millionen begeisterter junger Leserinnen zu gewinnen.